UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Nächte von Fondi. Der Despot. Legenden

Kurz, Isolde

München, 1925-

Legenden

urn:nbn:de:hbz:466:1-72212

Visual Library

Legenden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Legende von der heiligen Katharina und ihrem Ring

Unter der Regierung des Maximinus Daza lebte zu Alexandrien eine Jungfrau mit Namen Katharina, aus dem königlichen Geschlechte der Ptolemäer, die an Leibes- und Geistesadel alle Frauen ihrer Zeit überstrahlte. Sie genoß eine sehr feine Erziehung und wurde frühe in die Schule der Sophisten und Rhetoren gegeben, durch die das damalige Alexandria als Mittelpunkt der Weltweisheit glänzte. Bei ihren großen natürlichen Gaben erlangte sie eine seltene Fertigkeit in den Künsten der Dialektik, die in jener Zeit des niedergehenden Heidentums für die ersten und erlauchtesten galten. In ihrem reichen Elternhause, das von Statuen der Götter und von anderen herrlichen Werken der Griechenkunst strahlte, verkehrten die berühmtesten Gelehrten der Zeit und hielten es nicht unter ihrer Würde, mit dem noch kindlichen Mädchen schwierige Fragen der Metaphysik zu erörtern. Und wie Katharina heranwuchs, so wuchs in ihr auch das Feuer des Geistes und die Gewandtheit der Rede, worin sich attische Grazie mit dem Ernst frühreifen Denkens mischte. Solches Gehaben hieß in jener Zeit nicht unweiblich, vielmehr wurde die Kunst des Wortes als eine Zierde auch für die Frauen angesehen. Und da Katharina mit einer wahrhaft siegreichen Schönheit und lieblichen Hoheit einhertrat, umwarben sie die Freier so zahlreich wie dereinst die Griechin Helena. Katharina aber wollte nur einem Gatten folgen, der sie so weit überträfe, wie sie bisher ihre Bewerber übertroffen hatte, und sie nahm ihrem Vater das Versprechen ab, sie nur

demjenigen zur Frau zu geben, der ihr vor ansehnlicher Versammlung im Redegefecht obsiege. Schon hatte sich eine ganze Anzahl der vornehmsten und feingebildetsten Jünglinge geschlagen und beschämt davongeschlichen, denn selbst wenn sie sich vornahm den Bewerber zu schonen, erwachte doch im Augenblick der Entscheidung ein so starker Geist in ihr, daß niemand gegen sie anzukämpfen vermochte, und wenn ein spitzfindiger Redner ein Haar in vier Teile gespalten hatte, so spaltete sie es in acht und behielt das letzte Wort.

Allmählich wurde ihr bei ihren Siegen selber bange, denn die Liebe, durch die sie doch so gerne glücklich geworden wäre, entwich ihrer Sehnsucht wie die Fata Morgana dem Dürstenden in der Wüste. Allein sie war nun schon durch ihre eigene Abmachung an diesen seltsamen Wettkampf gebunden, und es sprach auch eine mystische Eingebung, die große Macht über sie hatte, mit. Schon in zartester Jugend hatte ihr eine innere Stimme zugeflüstert und sich später immer öfter und dringender vernehmen lassen, daß sie nur den Herrn des Himmels und der Erde lieben dürfe und ihm ihre Jungfräulichkeit bewahren müsse. Und oft sann sie in stiller Träumerei darüber nach, in welcher Gestalt ihr der Götterkönig nahen werde, ob als Schwan oder als Stier oder als goldener Regen, aber keine der Verkleidungen, in denen er ihren Vorgängerinnen erschienen war, konnte sie befriedigen. Am liebsten hätte sie ihn in seiner göttlichen Majestät gesehen, wäre sie auch darüber wie Semele in seinen Armen vergangen. Dies aber konnte sie nicht hoffen, weil es das eine Mal so traurig geendet hatte, also nahm ihr scharfsinniger Geist an, daß er einen dritten Weg wählen und sich als Mensch bei ihr einführen würde. Wie aber sollte sie ihn da erkennen, wenn nicht an seiner übermenschlichen Geisteskraft? Nur in einem Freier, der sie, die Unbesiegliche, im Geisteskampf überwand, konnte sich der allschauende, alldurchdringende Zeus, der höchste der Uranionen, verbergen. Und immer, wenn sie mit den Kindern ihrer schon vermählten Freundinnen

spielte, dachte sie mit stillem Stolz, daß das ihrige ein junger Halbgott sein würde. Aber ihr Warten auf den unsterblichen Bräutigam verschleierte sie unter dem Anspruch, daß nur der Höchste, Schönste und Weiseste der Sterblichen ihrer würdig sei.

Sie hatte in ihrem Dienste drei sehr schöne griechische Mädchen, Rhodopis, Manto und Melene, die mit ihr aufgewachsen waren und mit denen sie am liebsten ihre Zeit verbrachte. Diese hingen mit solcher Leidenschaft an ihrer Gebieterin, daß sie gleichfalls unvermählt blieben, um sich nicht von ihr zu trennen. Die boshaften Ägypter nannten sie ihre philosophische Leibwache, weil Katharina ihnen die Lehren der Pythagoräer und der Eleaten erklärte und sich fleißig mit ihnen im Disputieren übte. Sie pflogen aber auch andere Künste, die ihrem Alter natürlicher waren, indem sie im Hofe Ball schlugen und tanzten, in welchen Fertigkeiten Katharina nicht minder glänzte als in der Wissenschaft.

Da führte ihr das Schicksal den jungen Römer Lucilius in den Weg, der dem Präfekten von Ägypten als Legat beigegeben war und in seiner verantwortungsvollen Stellung das persönliche Vertrauen des Kaisers genoß. Dieser faßte alsbald eine glühende Leidenschaft für die schöne Stolze, und der Geisteswettkampf, zu dem sie ihre Werber zwang, schreckte ihn nicht, denn er war in Athen ausgebildet worden, das an geistigem Ruhm doch immer noch über Alexandria stand; dabei war er schnellen und scharfen Geistes, und alle die Künste, für die Katharina gefeiert war, besaß er selber in vollstem Maße. So stellte er sich ihrem Vater mit dem Anstand seiner hohen Geburt und Stellung und mit dem Stolz des herrschenden Volkes vor und begehrte um Katharinas Hand zu ringen. Der Tag der Probe wurde angesetzt, die erste Gesellschaft von Alexandrien, sowohl Einheimische wie Griechen und Römer, versammelte sich in Katharinas väterlicher Halle, und Lucilius erschien, von Freunden und Dienern begleitet, mit allem ihm zukommenden Pompe. Er fand seine schöne Widersacherin im meergrünen Gewande, das reiche Haar aphroditen-

haft mit Perlenschnüren umwunden, an ihrem gewohnten Platze zu Füßen der Pallas Athene. Ihr gegenüber erhob sich ein schönes, jugendlich ernstes Standbild des Eros, unter dem Lucilius Platz nahm, die gute Vorbedeutung preisend. Zuvor aber legte er einen Kranz zu den Füßen der Statue nieder, indem er dem Gott für die Hilfe dankte, die er ihm zu gewähren im Begriffe sei, und für den Mut, den er ihm eingeflößt habe, sich mit einer so berühmten Streiterin in den Geisteskampf zu wagen.

Katharina war blaß vor Bewegung. Seit jener ersten Begegnung hatte sie das Bild des Lucilius nicht aus dem Sinn verloren, und die Unruhe, mit der sie diesen Tag herantwartete, hatte nichts mit der Aufregung des geistigen Ringspiels zu tun, sie galt einzig dem Gegenstand ihrer sehnsüchtigen Qual. Es war ihr auch völlig klar, daß sie keinen verkappten Unsterblichen vor sich hatte, sondern einen Sohn der Erde, aber den Würdigsten, der jemals vor ihre Augen getreten war, und einen, um den es sich verlohnte, dem Traum der Götterbrautschaft zu entsagen. Nichts schien ihr süßer, als sich in dem bevorstehenden Kampfspiel von ihm überwinden zu lassen und sich selber mit allem, was sie war und besaß, in seine Hände zu legen. Sie hatte für die heutige Disputation ein Thema gewählt, in dem sich ihr Herzenszustand spiegelte. Es lautete: Ist Eros mächtiger als Zeus und vor ihm dagewesen? Oder ist er jünger und schwächer als dieser? Daher des Lucilius Anrede an den Eros auf doppelte Weise schicklich und sinnig erschien.

Da aber dieser Gott, wenn er sich zuerst einer starken und stolzen Seele bemächtigt, sie zwiespältig aufzurühren pflegt, daß sie zwischen dem neuen Gefühle und dem Trieb, sich selber zu behaupten, hin und her gerissen wird, so sagte nun Katharina, mehr um seiner Sicherheit gegenüber die Haltung zu wahren, als um ihn wirklich mit ihrem Spotte zu treffen:

Du bist sehr kühn, Lucilius, vor der Schlacht schon zu sprechen, als ob sie gewonnen wäre.

Allerschönste, laß dir von einem Kriegsmann sagen, antwortete dieser, daß keiner eine Schlacht gewinnen wird, der sie nicht im voraus gewonnen glaubt.

Und nun begann er also zu sprechen:

Ob Eros älter oder jünger sei als Zeus, dies zu ergründen, o schönste Katharina, ist eine schwere Sache. Die großen Weisen, die vor uns lebten, waren darüber getrennter Ansicht, wie du weißt. Läßt ja der göttliche Platon selber in seinem Gastmahl ihn einmal als den ältesten aller Götter, das andere Mal als den jüngsten preisen. Nun scheint es mir mit der Ehrfurcht vor den Göttern überhaupt nicht vereinbar, wenn der Mensch zuviel nach ihrer Herkunft und ihren persönlichen Umständen forscht. Um meine eigene Meinung befragt, kann ich nur sagen, daß, da Zeus durch seinen Vater Kronos gezeugt ist und da ohne die Liebe keine Zeugung eines Lebendigen stattfinden kann, sich daraus schließen läßt, es sei Eros in der Tat älter als Zeus. Daß er von den beiden auch der Mächtigere ist, unterliegt keinem Zweifel. Lesen wir doch schon im Homer, wie Zeus auf dem Gipfel des Ida sich von dem Liebreiz der Hera überwinden ließ, weil sie den Gürtel der Aphrodite trug, in den die Zauberkünste des Eros eingewebt waren. Wir wissen ferner, wie unzählige Male er dem Angriff des Eros unterlag, daß er sich selbst der Tiergestalt nicht schämte, um der Gewalt jenes Unwiderstehlichen zu gehorchen, den der liebeatmende Sophokles den Allsieger im Kampfe nennt. Wogegen nicht ein einziges Beispiel bekannt ist, daß Eros, auch wo er mit der größten Willkür verfuhr, durch die Macht des Zeus gebändigt worden wäre.

Hier machte er eine kleine Pause, während der sowohl seine eigenen, wie die von Katharina als Kampfrichter bestellten Zeugen ein zustimmendes Gemurmel vernehmen ließen, denn nach den sophistischen Spitzfindigkeiten, die man in dieser Halle zu hören gewohnt war, wirkte die klare muntere Sprache des Römers wie ein frischer Wasserquell im Sande.

Danach begann er aufs neue und pries nun die Segnungen des Eros, der die gesetzlosen Wilden durch das heilige Band der Ehe und Familie erst zu Menschen gemacht und der Gesittung gewonnen habe. Sein herrlichstes Werk aber sei, wenn er zwei Menschen in der Blüte einander zuführe, daß eins im anderen seine gottgewollte Erfüllung finde, den Teil seiner selbst, der schon vordem einmal sein gewesen und den ein jedes in unsagbarer Sehnsucht habe suchen müssen, um alsdann vereinigt, frei von der Qual des Verlangens, zu immer höherer Vollendung aufstrebend, das irdische Dasein zu einem Zustand seliger Götter zu machen.

So ungefähr sprach Lucilius, und die Beifallsrufe der Zuhörer bewiesen ihm, daß er seiner Aufgabe gerecht geworden war.

Katharina selber glühte vor heimlicher Freude über den Triumph ihres Gegners. Nun galt aber der Brauch, daß auf die erste Rede des Herausgeforderten sein Widerpart zu entgegnen hatte, daß ihm alsdann das Recht der Gegenerwiderung zustand, worauf sie, wenn diese ungenügend ausfiel, wie es bisher stets der Fall gewesen, mit einer gründlichen Abweisung schloß. Diesmal dachte sie es gnädig zu machen, und nur um dem spielenden Sieger zu zeigen, daß ihr Ruhm kein angemaßter gewesen, schickte sie sich zur Erwiderung an, nahm sich aber vor, beim zweiten Gange die Waffen zu strecken und auf das letzte Wort in bräutlicher Glückseligkeit zu verzichten.

Mit einem Lächeln von ganz leiser Schelmerei hob sie nun also an:

Gar anmutig hast du, edler Römer, uns in deinem Eros den liebenswürdigen Geliebten der Psyche geschildert, und dein Preis ihres Glückes muß in jedem fühlenden Herzen widerhallen. Jenen anderen Eros aber, der bei der Liebe zur Leibesschönheit beginnend die Seelenschönheit suchen lernt und immer aufsteigend bei der Liebe zum Göttlichen anlangt, den bist du uns schuldig geblieben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf diesen Angriff blieb Lucilius stumm, sei es, daß ihn ihre Schönheit verwirrte, die durch die innere Erregung noch strahlender wurde, sei es, daß er als ein ernster Mann erwarten wollte, was sie ihm zu sagen hatte. Sein Schweigen aber und die dadurch entstandene Spannung zwangen sie, seinen Sieg noch weiter, als ihr lieb war, anzufechten. Indem sie so genötigt den angeregten Gedanken weiterentwickelte, tat sie es mit einer ganz ungewohnten Lässigkeit, immer in der Hoffnung, durch Lucilius zu dem eigentlichen Thema, von dem sie ja nur aus Verlegenheit abschweifte, zurückgerufen zu werden. Da dies nicht geschah, mußte sie einen zweiten Anlauf nehmen und den Gegenstand, so wenig er ihr auch im Augenblick am Herzen lag, lebhafter anfassen. Aber kaum, daß sie aufs neue begann, da bemächtigte sich eine fremde, ihr unerklärliche Gewalt ihrer Zunge und zwang sie zu sprechen, was sie weder sprechen wollte, noch auch jemals zuvor gedacht hatte.

Sie begann von einem Eros, der früher als die Welt gewesen und der zur Welt hinabgestiegen sei, um alles Erschaffene mit seiner Güte zu umfangen und durch die Kraft seiner Liebe und seines Leidens von der Erdennot zu erlösen. Jener erste Eros, der Vermittler zwischen Mann und Weib, sei nur ein Schein-Eros, der die niederen Triebe der Menschheit zu seinem Herrschbereich erkoren habe. Der wahre Eros aber sei der eingeborene Sohn des großen welterschaffenden Gottes, von ihm ausgesendet, daß er sich für das Heil der Menschheit opfere und nach vollbrachtem Werk in den Schoß des Vaters zurückkehre.

Unter ihrem Reden fühlte sie mit brennendem Schmerz, wie sie sich von dem ersehnten, ihr so nahen und eben noch mit Armen zu fassenden Glück wegredete, sie wollte sich selbst in die Zügel fallen, aber sie vermochte es nicht. Immer weiter trug sie der Strom der Rede in ein ihr völlig unbekanntes Gebiet. Ihr Antlitz war totenbleich geworden, ihre Augen glühten fremdartig, allein sie mußte fortfahren, bis alle Hoffnungen des Lucilius in

Trümmern lagen, wenn es ihr auch dabei zumute war, als senkte sie sich selber langsam die kalte Doppelschneide eines Schwertes in die Brust.

Als sie geendet hatte, trat Lucilius, der noch bleicher geworden war als sie selber, zu ihr heran und sagte zornbebend aber halblaut, daß nur sie ihn verstehen konnte:

Ich sehe nun wohl, Katharina, daß mein Werben um dich fruchtlos bleiben mußte, denn du bist Christin und gehörst einer Gemeinschaft an, die mir und allem Meinigen feind ist. Nimm dich in acht, Katharina. Ich zwar werde dich nicht verklagen, aber ich sage es dir warnend, daß die ekle und gefährliche Menschenart, durch die du dich hast umgarnen lassen, dir zum Verderben gereichen wird.

Katharina suchte vergeblich nach einem Worte der Begütigung. Sie verstand weder sich selbst, noch was der Erzürnte sprach, und während er sich mit dem ganzen beleidigten Stolz des Römers entfernte, mußte sie, auf ihre Dienerinnen gestützt, halb ohnmächtig die Glückwünsche ihrer gelehrten Freunde entgegennehmen, die ihr versicherten, daß ihr Geist noch nie so hell geleuchtet habe wie heute, obwohl sie im Grunde sowenig wie Katharina selber wußten, wovon eigentlich die Rede gewesen. Jedes dieser Lobworte drang ihr wie mit ätzendem Gift in die verwundete Brust. Nur der übergroße Stolz hielt sie vor den Gästen aufrecht, aber allein auf ihrem Zimmer überließ sie sich der vollen Verzweiflung über ihr auf so unbegreifliche Weise verscherztes Glück. Von ihren Mädchen durfte keine zu ihr, nur die alte Gotin Sunno, ihre ehemalige Amme und Wärterin, teilte ihren Schmerz. Diese war heimliche Christin, was Katharina nicht wußte, denn die einfache Frau, die auch der Feinheiten griechischer Zunge wenig mächtig war, hatte sich nie erlaubt, ihrer Gebieterin von so hohen Dingen zu sprechen. Sunno erbot sich, zu Lucilius zu gehen und eine Versöhnung zustande zu bringen.

Gib aber mein Gefühl nicht preis, sagte Katharina, schon wieder für ihre Würde bangend. Sag' ihm nur, daß ich trostlos sei, ihn

ohne Absicht beleidigt zu haben, und selber nicht wisse, wie alles gekommen, und daß ich ihn bitte, mir zu verzeihen. Wenn er mich noch liebt, so wird er verstehen und von selber zu mir zurückkehren.

Allein sie hatte nicht mit dem starren Sinn des Römers gerechnet.

Sag' deiner Gebieterin, antwortete dieser kalt auf ihre Botschaft, daß ich nichts zu verzeihen habe. Unser Wettkampf hat nach allen Regeln der Sitte stattgefunden, und wenn ich unterlegen bin, so habe ich nur meine eigene Unfähigkeit anzuklagen.

Sunno hätte nun gerne ihren Auftrag überschritten, wie es ja ihre Herrin im stillen auch von ihr erhoffte, und ihn etwas tiefer in Katharinas Herz blicken lassen, aber vor des Römers abweisender, fast spöttischer Haltung versagten ihr die Worte, und sie trat ganz verwirrt und beschämt den Rückweg an. Unterwegs aber kam es ihr plötzlich, daß dieses ganze Wirrnis wohl von Gott mit Absicht geordnet sei, weil er mit ihrem geliebten Töchterchen etwas ganz anderes vorhabe, als sie diesem hochmütigen Legaten zu geben, der ja von Amts wegen ein Feind der Christen sein mußte.

Von dieser Stunde an schlug eine dunkle Schwermut ihre Flügel um die liebeskranke Katharina. Sie ging wie leblos umher, philosophierte nicht mehr mit ihren Mädchen und kam auch nicht mehr in den Hof zum Ballspiel. Ihr Stolz verstand es aber, den Schmerz um das verspielte Glück in einem pflichtmäßigen Trauergewande zu verbergen, denn kurz nach dem Zusammenstoß mit Lucilius hatte Katharina ihren Vater verloren.

Um jene Zeit träumte ihr einmal, sie trete in einen fremden, herrlich geschmückten Raum, wo ein wunderbares Weib im weißen goldgestickten Mantel auf dem Throne saß und mit einem Knäblein von göttlicher Schönheit tändelte. Sein Antlitz leuchtete in überirdischem Glanz, und von dem Glorienschein, der beide umfloß, war der ganze Raum in Licht getaucht.

Komm näher, liebe Tochter, und sei nicht traurig, sagte die schöne Frau. Auf dich wartet ein höherer Bräutigam, als der ist, den du verloren hast.

Katharina stürzte vor der Frau auf die Knie, und hingerissen von der unwiderstehlichen Schönheit des Kindes, küßte sie ihm verzückt die kleinen Händchen und Füßchen. Er sieht wahrhaftig aus wie der Knabe Eros, dachte sie, da sie den Kleinen so neckisch mit der Mutter spielen sah.

Und diese sagte dem Knaben, so wie man wohl ein Kind im Scherze fragt:

Sieh dir diese schöne Jungfrau an. Willst du sie zu deiner Braut haben?

Das Kind richtete seine seligen Augen auf Katharina, daß ein Wonneschauer sie vom Kopf bis zu den Füßen durchrann. Dann wandte es sich zur Seite uud sagte:

Meine Braut muß schöner sein.

Mit einem Wehgefühl, als hätte ein Schwert ihr das Herz gespalten, erwachte Katharina.

Nun fühlte sie sich noch verlorener und hoffnungsloser als zuvor. Sie ließ alle die schönen Götterstatuen aus der Halle entfernen und brachte den Olympischen kein Opfer mehr dar. Ihr habt mich verlassen in meiner Not, sagte sie ihnen, und so verlasse ich euch. — Der Pallas Athene grollte sie besonders, denn ihr hatte sie die gefährliche Macht der Zunge zu danken, und dem Eros grollte sie noch mehr, daß er ihr die Rede nicht zum rechten Ziele gelenkt.

Ich hielt euch für schön, höhnte sie, aber jetzt habe ich eine Mutter mit ihrem Söhnlein gesehen, die ist tausendmal schöner und göttlicher als ihr. Und gütig ist sie, wie keines von euch, denn als er mich verschmähte, hat sie mir tröstend nachgeblickt. Ihr aber fragtet nicht nach meiner Herzensnot, als jener stolze Römer sich im Zorn von mir losriß.

Sunno aber, als sie den Traum erfuhr, hob segnend ihre Hände über das geliebte Haupt und weinte vor Freude. Dann führte sie

Katharina in ihre Kammer und holte aus einer verschließbaren Truhe ein geschnitztes Elfenbeinbildnis der Mutter Gottes mit dem Jesusknaben.

Sie ist es, sagte Katharina und sank vor dem Bildnis in die Knie. Dieses war zwar nur klein, aber wie sie ihre sehnsüchtigen Blicke darauf heftete, schien es zu wachsen und zu wachsen, bis es die im Traum geschaute Höhe erreichte und in demselben Lichtglanz strahlte wie jene Erscheinung. Das Knäblein spielte wieder selig mit seiner Mutter und hielt die Augen von Katharinen abgewendet.

Mach', daß er mich anschaut, Sunno, klagte diese. Bin ich denn nicht schön? Du sagtest mir doch tausendmal, ich sei die Schönste in ganz Alexandria, und so viele sagten mir dasselbe. Wie kommt es nun, daß dieses Kind, das ich mehr lieben muß, als ich jemals ein menschliches oder göttliches Wesen geliebt habe, mich nicht schön genug findet?

Es kommt daher, daß du nicht getauft bist, meine geliebte Tochter. Dieses Kind, das nichts anderes ist als der Herr des Himmels und der Erde, kann auch die schönste Jungfrau nicht lieben, wenn sie nicht getauft ist.

Katharina, die sich nie um die Bräuche der verachteten Christen gekümmert hatte, ließ sich erklären, was die Taufe bedeute. Darauf erzählte die ungelehrte Gotin ihrer gelehrten griechischen Gebieterin alles, was sich in Palästina ereignet hatte, bis zu der bitteren Stunde auf Golgatha, wo der Vorhang des Tempels zerriß und die toten Propheten aus ihren Gräbern stiegen, weil des Menschen Sohn aus Liebe am Kreuz der Schmach verblutete.

Katharina war ganz in Tränen aufgelöst, und Sunno brachte sie zu dem Hirten ihrer Gemeinde, der auf ihre Bitte die Taufe an ihr vollzog.

In dieser Nacht führte der Traum sie abermals zu der herrlich thronenden Gottesmutter, die ihr schon von weitem gütig zu-

nickte. Katharina kniete vor ihr nieder, und wiederum fragte die Hohe, aber diesmal mit tiefem Ernst, ihr Kindlein:
Willst du diese schöne Jungfrau zur Braut?
Da wandte der Knabe ihr einen vollen Blick aus tiefen, strahlenden Götteraugen zu, neigte sich herab und steckte ihr einen Ring an den Finger. Zugleich wuchs er empor und verwandelte sich und war kein Knabe mehr, sondern saß als Herr des Himmels auf diamantenem Throne und hatte die Sonne ums Haupt, und seine eigene Mutter mit allen Erzengeln, Cherubim und Seraphim, mit Thronen, Herrschaften und Gewalten knieten in weißem Wolkenschaum zu seinen Füßen: ganz zu unterst aber kniete Katharina selbst.
Vom Überschwang der Seligkeit erwachte sie und lag lange mit klopfendem Herzen, indem sie über den Traum nachsann. Aber als die Sonne in ihr Gemach schien, spielten ihre ersten Strahlen auf einem wunderbaren Reif an Katharinas Finger. Von leichtem, goldenem Blattwerk durchsichtig gehalten, glänzte darin ein großer tiefroter Karfunkelstein wie ein Blutstropfen und darunter in einer zierlich gewundenen Ranke ein kleinerer von derselben Farbe, wie auch in den Zierat, der den großen Stein umgab, noch allerkleinste Rubinsplitterchen eingelassen waren.
Im Fieber der Entzückung kehrte Katharina zu dem heiligen Mann zurück, ihm den Ring zu zeigen und die Erscheinung zu erzählen.
Worauf der Bischof:
Dir ist Großes widerfahren, meine Tochter. Dieser Ring, mit dem er sich dir anverlobt, sagt dir, daß, gleichwie der Heiland für dich sein Blut vergossen hat, du auch gewürdigt bist, das deine für ihn zu verspritzen und in die Zahl seiner heiligen Märtyrer aufgenommen zu werden.
Katharina sagte, in den Anblick ihres Ringes verzückt:
Und die kleinen von den Blutsteinen, das sind die Seelen, die ich ihm zuführen soll. Ja, ich will kommen und mit Brautgeleit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Möchte es nur schnell geschehen. Ich sehne mich unaussprechlich, sein Angesicht wieder zu sehen, und jede Stunde, wo ich nicht bei ihm bin, scheint mir eine unleidliche Verzögerung.

Jetzt war das Erdenleid, in dem sie bisher wie eine Gefangene gesessen, rings um sie eingesunken, gebrochenen Kerkermauern gleich, und ihr Herz erschloß sich wieder für ihre Mitgeschöpfe. Die drei abgedankten Gespielinnen Rhodopis, Manto und Melene waren die ersten, die ihr neues Glück teilten, denn wie sie ihnen früher die Weisheit des Pythagoras und die der Eleaten auseinandergelegt, so erklärte sie jetzt den schnell Gewonnenen die Geheimnisse der Heiligen Schrift, und die gute Sunno ging umher wie das Gestirn, dessen Namen sie trug. Noch viele von ihrer Gefolgschaft traten zu ihrem neuen Glauben über, und Katharina sang wie eine Begeisterte: Ja, kommen will ich zu dir mit Flöten und Zimbeln, und ein herrliches Brautgeleit führ' ich, Geliebter, dir zu.

Um jene Zeit hatte Maximinus, der gerade in Alexandria Hof hielt, die seit dem letzten diokletianischen Blutbad ein wenig eingeschlafenen Christenverfolgungen wieder aufgenommen, und der entartete alexandrinische Pöbel lechzte danach, sich an barbarischen Blutgerichten zu weiden. Alle Christenversammlungen wurden verboten, ihre Kirchen, soweit sie noch standen, vollends geschleift und die Ausübung christlicher Zeremonien mit dem Tode belegt. Die Vollstreckung dieser Befehle mußte in unmittelbarem kaiserlichem Auftrag Lucilius überwachen, der jeglichen Fanatismus verabscheute und zu mildern suchte, wo er konnte. Wenn eine Anzeige erstattet wurde, ließ er den Schuldigen vor sich kommen, redete ihm zu, der Staatsreligion die gebührende öffentliche Ehrfurcht zu erweisen, wobei er zu verstehen gab, daß im stillen ein jeder den Gott verehren dürfe, den er im Busen trage; und nur wenn alle Ermahnungen fruchtlos blieben, ließ er dem harten Gesetze seinen Lauf. Er selber hielt keine Nachspürungen, und wer sich nicht geradeswegs zum Martyrium drängte, wie es da-

mals viele Christen taten, um schnell das ungewisse Erdenlos mit der ewigen Seligkeit zu vertauschen, der blieb unbehelligt. Wiederholt hatte man ihm schon Verdächtigungen gegen Katharinen zugetragen, daß sie von den alten Göttern abgefallen sei, wobei vor allem weiblicher Neid auf die Rachsucht des öffentlich abgewiesenen Freiers zählte, sich aber in der überlegenen Seele des Legaten gründlich verrechnet hatte. Dieser wußte sehr wohl, daß Katharina verfolgten Christen Unterschlupf zu gewähren pflegte, aber er wollte doch die Einstgeliebte nicht in einen grausamen und schmählichen Prozeß verwickelt sehen. Deshalb antwortete er den Angebern kurz, er kenne sehr wohl die Gesinnungen jener fürstlichen Jungfrau, die das Studium der Philosophen um die gesunde Vernunft gebracht habe, die aber viel zu hochmütig sei, sich mit einer so niedrigen und verachteten Gemeinschaft wie den Christen einzulassen.

Trotz dieser weisen Duldung des Lucilius kam ein Tag der Furcht und des Zitterns über die Christengemeinde von Alexandria, denn der Kaiser, dem das Vorgehen seines Legaten zu lau war, ordnete plötzlich ein öffentliches Dankfest an, bei dem sämtliche Einwohner der Stadt an den Altären der Götter opfern sollten: wer sich ausschloß, war des Christentums verdächtigt und am Leben bedroht. Unter den Opfern, die dieser Tag seiner Blutgier in die Hände lieferte, war auch Katharina. In ihrer immerwährenden schwärmerischen Sehnsucht nach der mystischen Vereinigung mit dem Gottessohn, dessen Ring sie am Finger trug, hatte sie ihr Wegbleiben von dem Opferfeste so offenkundig wie möglich gemacht und auch andere geflissentlich abgehalten. Sie beneidete jeden Blutzeugen, der ihr im Tode voranging und früher als sie das Angesicht ihres erwählten Bräutigams schaute.

Bei dem Wiedersehen mit ihr, die ihm jetzt als Gefangene vorgeführt wurde, bestand Lucilius die Goldprobe seines Charakters. Er wußte ganz genau, daß er mit seiner mißglückten Werbung den frechen Alexandrinern zum Gespötte diente, wenn man ihm

auch unterwürfig begegnete, denn die damaligen Ägypter waren ein bösartiges und zugleich kriechendes Geschlecht, und die vornehme griechische Gesellschaft war nicht minder entartet. Er hatte deshalb allen geselligen Verkehr abgebrochen und sich ganz auf seine Amtsgeschäfte und seine Studien zurückgezogen; die Einsamkeit aber vergiftete ihm nur die schwärende Wunde. Als sie nun im schlichten weißen Gewande ohne allen Schmuck, aber noch so schön wie je, nur sanfter und bescheidener, vor ihm stand, da trat an die Stelle der Bitterkeit ein tiefes Mitleid, das der alten, nie vergessenen Liebe nahe verwandt war. Er entfernte die Zeugen und begann mit angenommener Strenge:

Tochter der Ptolemäer, wie konntest du von deiner angeborenen Würde so tief heruntersteigen, daß du mit der verachtetsten Sekte im ganzen Römerreiche dich gemein machtest?

Du irrst, Legat, entgegnete sie sanft. Mich hat die göttliche Gnade im Kerker meines Hochmuts und meiner Blindheit aufgesucht und hat mich gewürdigt, in die Gemeinschaft seiner Heiligen aufgenommen zu werden.

O Katharina, antwortete er bewegt, da sein altes Gefühl mehr und mehr erwachte, und er glühend wünschte, sie dem gefährlichen neuen Glauben abtrünnig zu machen. Du schmähst uns Altgläubige, daß wir Bilder aus Erz und Stein anbeten, und was tust du selbst? Du hast ein Bild mit dem anderen vertauscht, nur daß du statt der schönen Olympier einen geschändeten Gott in Knechtsgestalt verehrst.

Nun sollte er zum zweiten Male erfahren, wie die Griechin den Römer an Macht der Seele übertraf. Und wenn sie jenesmal von einem himmlischen Eros gesprochen hatte, der ihr doch nur ein unfaßbares Nebelgebilde war, so sprach sie jetzt mit noch ganz anderem Feuer von einem, dessen Angesicht sie leibhaft gesehen und dessen Ring sie am Finger trug.

Beim Anblick dieses Ringes, den sie ihm als Gabe des göttlichen Bräutigams vorwies, stieg eine brennende Eifersucht in Lucilius

empor und mit ihr alle die lange begrabene Leidenschaft. Er beherrschte sich aber und sagte kühl und spöttisch:
Die Christen haben dich, du Tochter der Weisheit, durch ein freches Gaukelspiel betrogen. Weißt du, was deiner wartet, wenn du nicht abschwörst?
Sie starrte fest auf den Ring, dessen Blutstein immer tiefer leuchtete, und sagte nur:
Bald werde ich bei Ihm sein. Ich verlange nichts anderes.
Gib mir den Ring, bat er, ganz von Qual zerrissen, und ich rette dich, sollte es mein Leben kosten.
Sie hob ihre schönen Augen zu ihm auf und schüttelte leise den Kopf.
Voll Zorn befahl er, sie abzuführen, aber sie nahm die ganze Ruhe seiner Seele mit sich.
Des anderen Tages suchte er sie im Kerker auf und bemühte sich, sie auf andere Weise zu überreden.
Du bist ja klug, Katharina, sagte er, ich hab' es einmal zu meinem Schaden erfahren. So wirst du leicht verstehen, was ich dir sagen will. Maximinus verfolgt die Christen nicht um des Glaubens willen. Wir Römer erweisen den Göttern des ganzen unterworfenen Erdballs unsere Ehrerbietung, wir haben von euch Ägyptern einen Gott mit Hundskopf und einen Stiergott übernommen. Wir könnten auch einen gekreuzigten ertragen, denn die große Roma ist weitherzig. Aber die Isispriester haben ihm eingeredet, die Christen strebten nach der obersten Gewalt im Staate, das hat ihn ins Rasen gebracht. Es gibt keine größere Grausamkeit, als die aus der Furcht hervorgegangene. Und Maximinus fürchtet sich als ein richtiger unwissender Barbar. Du hast von ihm kein Erbarmen zu hoffen, so wenig als die geringsten deiner Glaubensgenossen. Es heißt abschwören oder eines martervollen Todes sterben. Ich zeige dir aber einen dritten Weg, denn sieh, Katharina, ich fühle noch ebenso für dich wie damals, als ich unter dem Standbild des Eros um dich warb. Willst du mein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sein, so führe ich dich auf ein Landgut, das auch meine nächsten Freunde nicht kennen. Dort halte ich dich im Verborgenen, bis der Sturm abgeflaut ist. Nur sichere Personen werden um dich sein, und niemand wird dort meine Gattin zwingen, Göttern zu opfern, an die sie nicht mehr glaubt.

Dies war der schwerste Kampf, den die Gequälte zu bestehen hatte, denn auch in ihr stieg das totgeglaubte Gefühl mit mächtiger Bewegung wieder auf. Aber sie preßte die Linke mit dem Ring auf die Brust und legte die Rechte im Kreuz darüber, um an dem heiligen Karfunkel Schutz wider die Versuchung zu finden.

Lucilius, sagte sie mit Tränen, deine Güte zwingt der Christin, die keinen falschen Stolz mehr nährt, ein Bekenntnis ab, das du der Heidin nicht auf der Folter ausgepreßt hättest. Ich habe dich sehr geliebt. Als ich dein Werben abzuweisen schien, geschah es durch eine höhere Gewalt, die mir wider Willen die Zunge lenkte und die ich damals bejammerte, die ich aber heute segnen und preisen muß, denn sie hat mich meiner wahren Bestimmung zugeführt.

Dann erzählte sie ihm, wie es bei Empfang des Ringes zugegangen, und was dessen tiefere Bedeutung war.

Du bist krank, Katharina, sagte er sanft, und redest im Fieber. Wie kann ein Kindlein dein Verlobter sein?

Das Kindlein ist der höchste Himmelsgott, den ich im Glanze thronen sah, antwortete sie verzückt und drückte den Ring an die Lippen.

Gib mir den Ring, flehte er nochmals voll Ingrimm gegen jenen unsichtbaren Verlobten, den er nicht suchen konnte, ihm die Braut abzufordern.

Sie blieb fest. Willst du mir nahe sein, Lucilius, und teilhaben an meinem unendlichen Glück, so werde Christ und empfange mit mir die Krone des Leidens, damit ich deine gerettete Seele meinem vielgeliebten Bräutigam entgegenführen kann.

Er verließ sie voll Ingrimm und Schmerz und Bangen um ihr Geschick, das er nicht wenden konnte.

Inzwischen war schon zum Kaiser Maximinus die Kunde gedrungen, die schöne Ptolemäerin, mit der sich die klatschsüchtige Gesellschaft von Alexandria soviel beschäftigt hatte, sei als Christin gefangen, und er forderte von dem Legaten Bericht über die Sache.

Sie ist kranken Geistes, antwortete dieser ruhig, und bildet sich ein, durch einen Ring, den sie am Finger trägt, die Braut des Knaben Eros geworden zu sein. Und weil sie glaubt, daß die anderen Götter ihr, wie einst der Psyche, abgünstig seien, weigert sie sich ihnen zu opfern.

Jedoch der mißtrauische Despot war nicht zu täuschen, denn er kannte den Knaben, für den die Christen in Verzückung starben. Und er begehrte Katharina selbst zu sehen.

Diese, die nach dem schweren Siege über sich selbst nur noch mehr danach brannte, so rasch wie möglich durch ihr Blut dem himmlischen Verlobten angetraut zu werden, trat vor den Kaiser nicht wie eine Angeklagte, sondern wie eine Klägerin. Mit schwerterscharfen Worten warf sie ihm vor, daß er sich und sein edles Haus durch Götzendienst schände und die Kinder Gottes mit Folter und Schwert verfolge.

Da ergrimmte der Tyrann und verurteilte sie zu der grausamsten und schmählichsten Form des Martertodes, dem Rädern.

Allein ihr Bräutigam, auf den sie baute, wollte seine erkorene Braut nicht in Qual und Schmach enden lassen und bediente sich des liebenden Legaten, um von dem zarten Leib das Grausige zu wenden.

Lucilius bestach die Henkersknechte und machte mit Hilfe eines geschickten Mechanikers das gräßliche Werkzeug für die Hinrichtung untauglich. Es war ein Gestell mit vier hohen, rundum mit spitzen Eisen versehenen Rädern, worauf der Verurteilte

gebunden und durch die Umdrehung der Räder zerfetzt wurde. Der Mann durchfeilte die Achse bis auf ein kleines und brachte auch an den Rädern solche unsichtbaren Beschädigungen an, daß das Marterwerkzeug beim ersten Versuch, es zu benutzen, in Stücke gehen mußte.

Da nun die Stunde kam, wo Katharina vor versammeltem Hof und dem fanatischen hohen und niedrigen Pöbel Alexandrias ihr Blutzeugnis ablegen sollte, ereignete sich das Wunder, das Lucilius so sorgfältig vorbereitet hatte. Sobald die Henkersknechte sich grinsend in die Stränge legten, um die schweren Räder zu drehen, zersplitterten diese in hundert Stücke, die Achse brach, und der schöne Körper, den sie zerfleischen sollten, blieb von den scharfen Eisen unversehrt. Daher man diese Märtyrerin stets mit dem zerbrochenen Rad im Arme darzustellen pflegt.

Der Pöbel brüllte laut auf, daß ihm die blutige Schau entgehen sollte, und rings um den Kaiser her war ein bestürztes Flüstern, denn Heiden wie Christen erschien der Vorgang als ein göttliches Zeichen.

Maximinus ließ die gerettete Katharina vor sich rufen und sagte:

Da die Götter dich sichtbar zu Besserem oder Schlechterem aufsparen wollen, so will ich ihnen nicht im Wege sein. Gib mir zum Beweis deiner Unterwerfung den Ring, den du am Finger trägst und den du von deinem Christengott erhalten haben willst, so sei dir dein Leben geschenkt.

Ich bin die Braut Jesu Christi, der sich mir durch diesen Ring verlobt hat, und nie werde ich sein Treupfand von mir geben, antwortete die standhafte Jungfrau.

Da sagte der Kaiser nichts mehr als: Knie nieder!, winkte dem Henker, und schon im nächsten Augenblick fiel Katharinas schönes Haupt in den Sand.

Jetzt befahl er dem Blutknecht ihr den Ring vom Finger zu ziehen und ihm zu bringen, da er neugierig war, ihn genauer zu

sehen. Allein, als dieser ihn abziehen wollte, bog sich der vorher gestreckte Finger der Toten und hielt den Ring so fest, daß er ihr nicht zu entreißen war. Entsetzt wichen die Knechte zurück, und niemand wagte mehr, nach dem Ring zu greifen.

Da drängte sich Sunno, die Gotin, durch die enggekeilten Zuschauer, hob zärtlich das blutige Haupt auf und sagte:

Mein geliebtes Kind, ich habe dich deinem hohen Bräutigam Jesus Christus anverlobt, so muß ich dich auch an deinem Hochzeitstage ihm zuführen. Schlagt auch mir den Kopf ab, denn ich bin's, die Katharina zum Christentum bekehrt hat.

Alsbald geschah ihr nach ihren Worten. Jetzt ergriff die drei Mädchen Melene, Manto und Rhodopis ein göttliches Rasen, daß sie sich alle drei zum Tode drängten.

Rhodopis sprang zuerst vor, warf sich in den Sand neben das Haupt ihrer Herrin und drückte ihre Lippen auf jene verbleichten.

Töte mich, Tyrann, rief sie jauchzend, auch ich bin Christin.

Da waren auch schon die beiden anderen neben ihr, um gleichfalls das tote Haupt zu küssen und zusammen mit Rhodopis den Todesstreich zu empfangen, ein Brautzug, wie ihn sich die Gebieterin nicht schöner wünschen konnte.

Der Legat hatte, den Tod im Herzen, dem ganzen Vorgang beigewohnt, der sich viel zu rasch abspielte, um einem Gedanken an Fürbitte Raum zu lassen.

Auch die Tote fuhr fort, seine ganze Seele zu beherrschen. Er wußte, daß man sie zusamt ihren Gefährtinnen gleich nach der Hinrichtung heimlich auf einen weitentlegenen Anger vor der Stadt geschafft hatte, wo der städtische Unrat sowie auch die Äser gefallener Tiere abgelagert wurden und wo ein so übler Geruch herrschte, daß sich auf eine halbe Meile im Umkreis niemand dem Ort zu nähern wagte.

Dies hatte der Kaiser so angeordnet, damit nicht die Christen sich der sterblichen Überreste ihrer Märtyrerinnen zu Reliquienzwecken bedienten.

Den schönen Leib, nach dem er sich so lange und so vergebens gesehnt hatte, in solcher Schmach zu lassen, war dem liebenden Römer unmöglich. Er verabredete sich mit zweien seiner treuesten Diener, und in der Nacht machten sie sich mit Fackeln und einem großen Tuch, in das sie die Leiche hüllen wollten, auf den Weg. Es war die Absicht des Legaten, Katharina in eben dem Landhaus zu begraben, wo er seine Flitterwochen mit ihr zu feiern gehofft hatte. Alle drei waren mit starkriechenden Essenzen versehen, um den Dünsten standzuhalten, die von dem verrufenen Ort aufstiegen. Aber schon aus der Entfernung strömte ihnen zu ihrem Staunen ein Wohlgeruch entgegen, wie noch keiner ihre Sinne berührt hatte. Und im Näherkommen gewahrten sie einen weißlichen Schimmer, in dem sich drei Gestalten bewegten. Lucilius hieß die Begleiter zurückbleiben und näherte sich allein der Stelle. Da sah er drei hohe Jünglingsbilder in weißen Gewändern am Boden beschäftigt, und in der zarten Lichtentwicklung, die von ihnen ausging, erkannte er genau den hingestreckten Rumpf und das edle, noch unentstellte Haupt Katharinens. Er hielt sie zuerst für Christen, die die Leiche ihrer Glaubensgenossin bergen wollten.

Aber plötzlich vernahm er ein Schwirren wie von mächtigen Adlerfittichen, die drei Gestalten hatten jede ein weißes Schwingenpaar entfaltet, und so stiegen sie mit der Enthaupteten aufwärts, indem der eine ihre Füße umschlang, der andere den Leib stützte und der dritte das abgetrennte Haupt liebevoll mit den Schultern vereinigt hielt. Sie flogen höher und höher, bis sie in südöstlicher Richtung wie ein weißer Wolkenzug in dem blassen Äther verschwebten. Es waren die Abgesandten des Bräutigams, die die tote Braut auf den Gipfel des Sinai trugen, wo nachmals über ihren Gebeinen ein berühmtes Kloster erblühen sollte.

Lucilius war von der Wundererscheinung tief betroffen. Doch blieb er seinem Heidentum treu, weil Treue der Grundzug seines Wesens war. Aber er fuhr Katharina zuliebe fort, die Christen

wo er konnte zu beschirmen, deren Verfolgungen ja nun bald unter dem Kaiser Konstantin ein Ende fanden. Als Lucilius hochbetagt und mit Ehren überhäuft, aber unbeweibt zu sterben kam, erschien ihm am Vorabend seines Todes Katharina in verklärter Gestalt, die ihm ihren Ring probeweise an den Finger steckte, aber gleich wieder zurückzog. Er verstand den Wink und ließ sich schnell noch taufen, dann zog ihn die große, nie verschmerzte Liebe seines Lebens so mächtig nach, daß er nach dem letzten Seufzer ungesäumt in die seligen Wohnstätten eingehen konnte, wo ihn Sankta Katharina in ihrer Glorie als eine der größten Martyrheiligen in Pflege nahm und vollends ganz mit dem himmlischen Eros versöhnte.

Der Zwillingsbruder

Um die Zeit, wo die schöne Steiermark noch unter ihren eigenen Grafen stand, lebte auf dem stattlichen Pachthof von Disensaß ein Pächter Namens Andres. Dieser war ein hochfahrender und querköpfiger Mann, der von klein auf über seinen Stand hinausgewollt hatte. Er bildete sich ein, daß in seinen Adern Ritterblut rolle, weil seine Mutter als junge Ehefrau dem damaligen Herrn von Disensaß, als er bei einem Jagdausflug auf dem Pachthof weilte, in die Augen gestochen haben sollte. Aus Hochmut hatte er in jungen Jahren der Scholle, auf der seine Vorfahren als Erbpächter saßen, den Rücken gewandt und war eine Zeitlang erst als Kriegsknecht, dann als Vagant im Lande herumgezogen; da er aber weder mit dem Schwert noch mit dem Mundwerk das erhoffte Glück erjagen mochte, sondern nur Plagen aller Art erlitt, besann er sich beizeiten und kehrte zum väterlichen Pflug zurück. Dann nahm er in vorgerückten Jahren noch eine junge, sehr sanfte und fromme Frau, die aus Dankbarkeit, daß er auch ihre alte Mutter miternährte, sich allerwege in seine gewalttätigen Launen schickte. Als er zum erstenmal Vaterfreuden entgegensah, stellte er sogleich fest, daß das Kind ein Knabe und ein Ausbund von Schönheit, Verstand und Tugenden aller Art wie sein Vater, ja sogar noch vollkommener werden müsse. Und da er auf seinen Kreuz- und Querfahrten gesehen hatte, daß beim Kriegshandwerk doch nur die vom Adel Reichtum und Ehren erlangten, daß dagegen durch die Wissenschaft schon mancher Niedriggeborene zu hohem Ansehen und zur Gemeinschaft mit Rittern und Herren aufgestiegen war, beschloß er im

voraus, seinen Sohn den Studien zu widmen und ihn all die Gelahrtheit erwerben zu lassen, die ihm selber entgangen war. Zeitig ging er mit dem Kalender zu Rate, wie sein Bub heißen solle, und entschied sich für den lateinischen Namen Donatus, der ihm für einen künftigen Magister besser zu passen schien als irgendein Michel oder Jobst. Auch wußte er, daß Donatus der Geschenkte bedeutet, meinte also durch diesen Namen die Vorsehung zu verpflichten, daß das Geschenk um so ansehnlicher ausfalle.

Als er die Erfüllung seines Wunsches schon ganz nahe sah, brachen in einer Nacht die schlecht gedämmten Gebirgswasser aus, daß die ganze Gegend überschwemmt ward und das höhergelegene Pächterhaus wie eine Insel aus dem tosenden Schwall ragte. Der größte Teil der Ernte, der noch draußen lag, wurde weggeschwemmt, und die bestmelkende Kuh, die nicht schnell genug hatte herausgeschafft werden können, ertrank im Stalle. Während Andres, der die Rettungsarbeiten leitete, durch sein Toben und Wettern das Gebrüll der Wasser übertönte und die Knechte zu dem heiligen Christophorus als dem Retter in Wassersnot schrien, empfahl die fromme Pächterin sich zusamt der Frucht in ihrem Leibe und ihre alte Mutter der allerseligsten Jungfrau. Da wallten die Fluten, die schon gegen das Wohnhaus Sturm liefen, zurück, verteilten sich und verebbten allmählich. Aber das arme Weib hatte vor Schreck ihr Kind zu früh zur Welt gebracht, ein elendes Würmlein, dessen Geburt der Mutter das Leben kosten sollte. Als der Pächter beim Morgengrauen ganz durchnäßt und zerzaust und noch wild über den Verlust der Kuh in die Kammer trat, lag sein Weib in den letzten Zügen. Ihr Gesicht war lang und verzogen, kalter Schweiß verklebte ihr Stirnhaar. Der unvernünftige Mann, der nie gelernt hatte, sich Gewalt anzutun, kam wie von Sinnen. Er haderte laut mit dem Himmel, daß er ihm auf einen Tag all seine beste Habe nehme, die Ernte, die Kuh und gar noch sein Weib, und er drang in die Sterbende,

doch ein Einsehen zu haben und ihn nicht gerade jetzt in seiner Not zu verlassen, als ob sie mit Willen von ihm ginge. Nach dem kleinen Bündelchen an ihrer Seite, von dem ein schwaches Wimmern kam, sah er sich gar nicht um.

Andres, sagte das Weib schwach, ich bin dir immer gehorsam gewesen, aber jetzt muß ich einem Höheren folgen. Es zieht mich wie mit Stricken an einen anderen Ort. Also halte mich nicht und mach' mir das Gehen nicht noch schwerer. Das Kind, das uns Gott geschenkt hat, sollst du lieben und es nie entgelten lassen, daß uns Menschen unsere Wünsche nicht immer geraten können.

Andres konnte es nicht fassen, daß seine sanfte, geduldige, allzeit nachgiebige Frau auf einmal einen anderen Willen über sich erkennen sollte als den seinigen.

Gerade des Kindes wegen, sagte er, mußt du doch begreifen, daß ich dich nicht fortlassen kann. Soll vielleicht ich es nähren, wickeln und baden? Ist das ein Geschäft für ein Mannsleut? Manche gute Zeit hast du in meinem Haus gehabt; und jetzt willst du gehen, wo du siehst, daß ich mir ohne dich nicht helfen kann.

Das Kind hat eine Ahne, antwortete die Sterbende mit verlöschender Stimme, und ich will die schmerzensreiche Mutter droben bitten, daß sie sich seiner erbarmt und ihm aus den himmlischen Heerscharen einen Helfer sendet, der es statt meiner behütet.

Während der Pächter noch auf sein Weib einredete, im Glauben, daß er sie festhalten könne, wenn er nur selber nicht einen Augenblick im Willen schwach würde, war die todbereite Seele schon entglitten.

Der Mann stand wie versteinert, als er sein Unglück und die Nutzlosigkeit seines Widerstands erkannte. Erst als die anwesenden Frauen das wimmernde Menschenklümpchen vorsichtig von der erkaltenden Seite der Toten lösten, faßte er sich und verlangte

seinen Sohn auf den Arm zu nehmen. Aber die Ahne kam ihm rasch zuvor, schlug ihre Schürze um das Kind und drückte es an die Brust, indem sie sagte:

Was Gott gegeben hat, soll man dankbar annehmen. Es ist kein Donatus, es ist eine Donate.

Da warf Andres einen einzigen Blick auf das verhüllte Kind und ging taumelnd aus dem Zimmer.

Die Türme und Zinnen des himmlischen Zion standen glanzumflossen, und durch das immerwährende erste Maiengrün des Gartens Eden ging soeben der Festreigen der seligen Geister, als die fromme Seele der Pächterin oben anlangte und sich gleich aus Demut und Verschüchterung in das einsamste Buschwerk verkroch. In tausend lieblichen Windungen und Verschlingungen band und löste und verschlang sich aufs neue der Tanz. Ganz innen hielten sich die Kleinsten bei den Händen und bildeten vorwärts und rückwärts schwebend den regsamen Kern, den die Größeren und Größten in stets erweiterten Ketten umzogen. Farbig leuchtende, durchsichtige Gewänder umgaben die beweglichen, gleichfalls durchscheinenden Leiber, und alle trugen sie, groß und klein, Blumenkränze um ihre Stirnen, nicht rasch welkende Blumen wie die irdischen, sondern Paradiesesblumen, an denen jedes Blättchen lebte und von einem zitternden Liebesatem beseelt war. Die wunderbare Musik, die alle diese Gestalten in ihrem Takte schwang und hielt, rührte nicht von Musikanten und ihren Instrumenten her. Es waren die junggrünen und die dunklen saftstrotzenden Blätter der Bäume von Eden selbst, die, von den Lüften wie von unsichtbaren Fingern und Mündern berührt, ein jedes seine hohe oder tiefe Note sang. Den göttlichen Zusammenklang aber beherrschte von der Zinne des Turms der Seraph, der gerade Dienst hatte, und der durch Heben und Senken oder Ausbreiten der Schwingen sein grünes Orchester leitete. Diese Musik machte, daß jeder der seligen Geister, der im Reigen die Hand des anderen erfaßte, ihm damit sein ganzes eigenstes Selbst übergeben

mußte, von dem der andere sich für die Länge eines Herzschlags durchbeben ließ, ohne doch sein eigenes, das er dafür weggab, zu verlieren. Und so immer neu durchbohrt vom Stachel einer heiligen Entzückung, schwebten sie zu immer neuem Geben und Nehmen weiter, die Reihenfolge der ganzen Geisterwelt durchlaufend. Nur wenn zwei Seelen von ihrer Schönheit gegenseitig so trunken waren, daß sie von keinem Wechsel mehr wissen wollten, glitten sie Hand in Hand aus dem Reigen heraus, der sich gleich wieder schloß, und schwebten ungehindert seitwärts, doch immer von der Musik gehalten, daß sie sich nicht ganz hinweg verlieren konnten. Sooft der Reigen dem Buschwerk nahe kam, in das die fromme Seele sich verkrochen hatte, streckten sich zärtliche Hände nach ihr aus, um sie mitzuziehen, aber sie verbarg sich tiefer in das tönende Gesträuch, denn sie hielt sich nicht würdig, an dieser unermeßlichen Seligkeit teilzuhaben.

Jetzt aber kam durch all den Glanz die Mutter der Gnaden heran, von leichtem Zephir getragen und in solcher Schönheit, daß kein irdisches Auge es ausgehalten hätte. Von ihrem Haupte, das ein Diadem von farbenwechselnden Sternen trug, flossen silberne Schleier nieder, die das himmelblaue Gewand zur Hälfte bedeckten. Sie drückte ihr strahlendes Kindlein an den Busen, in anbetendes Staunen versunken, daß dieses Kindlein zugleich als höchster Himmelsherr alles Erschaffene und auch sie selbst zusamt dem Paradies und den Engelsscharen in seinen mächtigen Händen hielt.

Da kroch ein ganz kleines, demütiges Seelchen, das sich noch kleiner machte, als es war, heran und legte sich zu ihren Füßen.

Heilige Gnadenmutter, sagte das Seelchen, erbarme dich meines verlassenen Kindleins. Es hat zum Vater einen Mann mit krausem Hirn und eine Ahne, die schon matt ist von Jahren, sonst niemand auf der Welt. Schick' ihm aus den Scharen deiner Engel einen Beschützer hinunter.

Du fromme Seele, antwortete die Himmelskönigin, gern möchte ich deinem Wunsche willfahren. Aber ich darf nicht meine Engel um der Menschenkinder willen in den irdischen Jammer hinabsenden. Nur wenn einer von den Kleinen Strafe verdiente, daß er ungehorsam gewesen wäre oder sich über die Geschwister erhoben hätte, der mag dann hinuntergehen und mit deinem Kindlein in der Wiege liegen, daß er um ihretwillen ein Erdenschicksal erleide.

*

Seit dem Tode der frommen Pächterin gab sich der Pächter wie ein Mann, dem eine schwere Beleidigung widerfahren ist, und er ließ Knechte und Mägde sein Mißgeschick büßen. An dem dürftigen kleinen Würmchen schämte er sich so, daß er verbot, es in die Sonne zu tragen, denn niemand sollte sehen, wie tief sein Vaterstolz gedemütigt war. Es gab auch freilich an dem Kinde nichts Schönes zu sehen: das kleine Ding hatte ein runzliges Gesicht wie ein verhutzelter Apfel, mit zwei Unmutfalten auf der Stirn, und ein Körperchen, das eher einem abgezogenen mageren Häslein als einem kleinen Menschlein glich; dazu war es ohne Haare und Nägel zur Welt gekommen. Da es aussah, als ob es gleich der Mutter nachfolgen wollte, hatte man sich mit der Taufe sehr beeilen müssen. Nun war aber bei der sicheren Erwartung eines Sohnes für einen Mädchennamen gar nicht vorgesorgt, und Andreas hatte auch keine Lust, sich über einen solchen den Kopf zu zerbrechen, so blieb es bei dem Namen Donate, der dem Kind von der Ahne in seiner ersten Lebensstunde ohne Überlegung gegeben worden war. Aus einer entfernten Ortschaft wurde eine kräftige Amme gedungen. Als aber dieser das eigene schöne und gesunde Söhnlein daheim an ungenügender Pflege starb, ward sie dem fremden Säugling gram, und der Kummer verschlug ihr die Milch, daß dem Würmlein auch die Nahrung knapp wurde und es sich oft vor Hunger blau schrie. Dann stampfte der Vater wütend auf den Boden oder ging stumm und verbissen aus dem

Hause. Die Ahne aber gab der Kleinen ihre knöchernen Finger zu lutschen, bis sie eingeschlafen in ihrem Schoße lag mit dem Ausdruck von Vorwurf im Gesichtlein, den sie immer hatte, wenn sie schlief.

An einem sonnigen Frühlingstag, als die Amseln sangen und die weißen und rosenroten Blüten von den Bäumen fielen, war der Pächter wegen eines Viehhandels über Land gegangen. Die alte Frau nahm diese Gelegenheit wahr und setzte sich mit dem Kinde auf die Bank unter den blühenden Apfelbaum. Während sie strickte und dazu das Kind leise in Schlaf summte, kam es ihr vor, als ob sich hinter dem Baum etwas regte. Sie bückte sich und sah einen bildschönen Knaben im Grase sitzen, der sich wie eben erwacht die Augen mit seinen kleinen Fäustchen rieb. Die Alte wußte nicht, ob sie sich mehr über die Anwesenheit des Kindes oder über seine unbeschreibliche Schönheit verwundern sollte. Sein Gesichtlein war weißer und zarter als die fallenden Blütenblätter, er hatte die strahlendsten Blauaugen und Ringelhaare wie gesponnenes Gold. Am Leibe trug er nichts als ein langes weißes Hemdchen. Erst blickte er um sich, als suchte er seine gewohnte Umgebung, dann erhob er sich, taumelte ein Schrittchen vorwärts und setzte sich, des Gleichgewichts noch ungewohnt, sogleich wieder rücklings zur Erde. Aber schnell versuchte er das Aufstehen von neuem, und diesmal gelang es ihm. Dabei wurde er erst des schlafenden Mägdleins auf dem Schoß der Alten ansichtig und stieß einen kleinen Freudenruf aus, der klang, wie wenn ein unflügger Vogel piept. Er hielt sich am Rock der Ahne fest, zu deren Knie er gerade heraufreichte, und näherte sein Gesichtchen dem der Schläferin, das sich plötzlich glättete, wobei es gleich nicht mehr so häßlich schien. Dann tupfte der kleine Fremdling vorsichtig aber mit unendlicher Neugier, als hätte er noch nie ein schlafendes Kind gesehen, dem kleinen Ding auf beide geschlossene Augen, die sich sogleich öffneten und ihn anlachten. Dabei gab die kleine Donate einen Freudenlaut ganz ähnlich dem seinigen

von sich. Die Ahne saß unbeweglich und wagte nicht zu atmen aus Furcht, der schöne Traum könne zerrinnen. Da wurde sie im Hause gerufen. Verwirrt erhob sie sich, ihr Enkelkind im Arme, und hielt, ohne zu wissen wie es zuging, das fremde im anderen. Das Gesinde sperrte Mund und Augen auf, als sie mit beiden Kindern ins Haus trat.

Landstreichervolk hat's uns draußen ins Gras gelegt, sagte die alte Frau. Aber gewißlich ist es nicht das ihre. Leicht haben sie es einem Grafen oder gar unserem Herrn Kaiser selbst gestohlen, so schön ist es. Wir wollen's halten und pflegen, bis seine Eltern kommen es heimverlangen. Aber jetzt geht und schaut euch draußt auf der Straßen um, ob ihr das fahrend' Volk, das windige, nimmer sehen könnt.

Die Amme, ein derbes bäurisches Weib, faltete beim Anblick des Findlings die Hände und sagte feierlich, indem ihr die Tränen übers Gesicht liefen:

Das ist mein Seppl gewiß und wahrhaftig. Die heilige Gottesmutter hat ein Einsehen gehabt und ihn mir aus dem Paradies zurückgesendet.

Sie nahm gleich den Knaben in ihre starken Arme um ihn zu tränken. Der aber wandte sich mit Widerwillen weg, und erst als das kleine Mädchen sich gesättigt hatte, wobei er verwundert zusah, nahm auch er willig die dargereichte Nahrung, die jetzt reichlich für zweie floß, wo zuvor die eine gedarbt hatte. Danach schliefen die beiden Kinder zusammen in der Wiege wohlig zugedeckt und die beiden rosigen Gesichtlein gegeneinander gewendet.

Als das Freudengebell der Hunde die Rückkehr des Herrn ankündigte, ging ihm die Ahne auf der Straße entgegen, um ihn vorzubereiten und für den Findling, von dessen Überbringern man keine Spur gefunden hatte, günstig zu stimmen. Der Pächter kam pfeifend des Wegs und pfiff, während sie redete, weiter, was ein sehr böses Zeichen war. Als er aber den Findling in der Wiege

sah, verschlug es ihm den Atem, daß er erst kein Wort vorbringen konnte; er stand und schaute, ein mächtiger Ruck nach dem anderen ging über sein Gesicht, und er atmete endlich tief auf, als sei ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen.

Mutter, sagte er dann, was redet Ihr nur daher? Das Kind ist mein. Ich muß mich verwundern, daß Ihr das nicht gleich erkannt habt. Seht Ihr denn nicht, daß es mir aus dem Gesicht geschnitten ist? Wegen seiner Feinheit braucht Ihr Euch, mein' ich, nicht zu wundern. Von Grafen und Herren wird's wohl abstammen, wenn's mein Blut ist. Darum ist's aber doch der Sohn, den mir das arme Weib in ihrer Todesstunde geboren hat. Was Ihr bisher aufzogt, war ein Wechselbalg, den schafft nur gleich in den Wald hinaus. Leicht mögen ihn die Wichtel wieder holen, jetzt, wo sie mir mein eigenes Kind zurückgebracht haben.

Die Ahne erschrak sehr und sagte:

O Pächter, wo seht Ihr denn einen Wechselbalg? Schaut doch die beiden Kinder an und sagt mir, welches das schönere ist. Ihr habt Euch ja Euer eigenes noch nie angesehen. Sind sie sich nicht gleich wie ein Wassertropfen dem anderen? Werden sie sich nicht immer noch ähnlicher, je länger Ihr's anschaut?

Der Vater stand und staunte. Auch ihm däuchte es jetzt, als ob die Kinder sich ähnlich sähen, nur daß das Mädchen viel kleiner und zarter war. Ihre Haare hatten die gleiche Farbe, freilich sproßten die Donates erst spärlich, die Köpfchen hatten die gleiche Form, die roten Mündchen lächelten auf die gleiche Weise, die Händchen, die auf der Decke zusammen lagen, hätte man verwechseln können, so ähnlich bewegten sich die kleinen Fingerchen. Der Vater zog die Decke weg und betrachtete die zarten Gliedmaßen, die gleichfalls ganz ähnlich geformt waren, nur daß der Knabe in allem schöner und vollkommener war.

Soll ich denken, daß mein Weib mir Zwillinge geboren hat und daß wir bis heute nichts davon wußten?

Wir wollen gar nichts denken, Pächter. Wir wollen den Fund als unser ansehen und warten, bis wir ein Zeichen erhalten, wer er ist. Ich habe ihm sein Hemdlein ausgezogen und es schön gefaltet in die Lade verschlossen. Es ist von einem Linnen, so fein, wie hierzuland' keins gesponnen wird, und rings um den Saum mit Goldfäden gestickt. Wer weiß, es kann ihm einmal zum Erkennungszeichen werden.

Der Pächter verlangte das Hemdlein zu sehen, sie händigte ihm den künstlichen Schlüssel ein, aber als er aufschloß, war die Lade leer. Die Ahne fürchtete, es sei ein Dieb im Hause, aber Andres sagte:

Laßt's gut sein, Mutter, ich hab' es nicht anders erwartet. Die ihn brachten, werden wissen, wohin das Hemdlein gekommen ist. Die schlüpfen durch, wo sie niemand sieht, und vom Öffnen künstlicher Schlösser verstehn sie was, das schlägt in ihr Handwerk. —

Die beiden Kinder blieben beisammen, und ein Segen ruhte sichtbar auf ihnen. Alle Pflege, die dem Findling zuteil wurde, schlug dem kleinen verkümmerten Mädchen an, daß es täglich schöner aufblühte. Andres söhnte sich gänzlich mit Donate aus und dachte nicht mehr daran, sie in den Wald zu tragen. In Donatus aber — so mußte natürlich der Knabe heißen — sah er die späte Erfüllung und Krönung seines Lebens. Daß die beiden Kinder Zwillinge seien, von seiner Frau in ihrer Sterbenacht geboren und nur eine Zeitlang durch eine rätselhafte Macht voneinander getrennt, ließ er sich nicht mehr nehmen, nachdem er es einmal ausgesprochen, und niemand, der die Kinder sah, hätte es zu bestreiten gewagt. Er war jetzt ebenso stolz auf seine Vaterschaft, wie er sich ihrer zuvor geschämt hatte, und ließ, wo er nur konnte, die Schönheit seiner Zwillinge bewundern. Donatus lernte ganz von selber gehen und lief bald durch das ganze Haus. Donate rutschte ihm zuerst auf dem Boden sitzend nach und lernte dann von ihm die ersten Schrittlein. Das gab einen neuen Jubel im Hause, und

alles, was die Kinder taten oder sagten, war für den Vater ein Anlaß unaufhörlichen Rühmens und Pochens. Auf der Straße blieben die Leute stehen, um die schönen Kinder anzustaunen, wenn sie draußen spielten. Welche Mutter aber ihr Kindlein verloren hatte, die meinte es in dem kleinen Knaben wiederzusehen und ging getröstet weiter, wenn sie ihn nur einmal hatte auf den Arm nehmen und küssen dürfen. Wenn er gar in kindlichen Worten um etwas bat, vermochten auch die rohesten Herzen kaum ihm die Bitte abzuschlagen.

Als sie heranwuchsen, blieb der Knabe der Führer und Beschützer des jüngeren Schwesterleins, und es bedurfte gar keiner weiteren Aufsicht für die beiden. In der schönen Jahreszeit gingen sie Tag für Tag zusammen in den Bergwald, nachdem sie zuvor ihre Schüssel süßen Brei gegessen hatten, die Ahne steckte noch jedem ein mächtiges Stück Brot in die Tasche, das teilten sie mit allerlei Getier des Forstes und kamen am Abend satt und glücklich nach Hause. Nie verletzte sich eins der Geschwister, die wildesten Hunde ließen sich von ihnen anfassen, keine Gans in der Dorfgasse wagte gegen sie zu schnattern, ja, es gab trotz allem Klettern und Springen nicht einmal zerrissene Röcklein.

Einmal wurde die Ahne neugierig, was denn eigentlich die Kinder im Walde trieben. Sie hörte ein wundersames Tönen, dem schlich sie nach und sah die Geschwister inmitten einer Lichtung auf dem Rasen sitzen; das Brüderlein hatte ein Baumblatt vor dem Mund, dem es so eigene, herzbewegende Weisen entlockte, daß die alte Frau, die nie etwas so Schönes gehört hatte, vor Wonne und Weh vergehen wollte. Sie schlich still davon wie sie gekommen war, aber am Abend fragte sie die Kinder, von wem sie diese Kunst gelernt hätten. Donatus antwortete verwundert, die Weisen wären ja in dem Blatt, er brauche es nur an den Mund zu nehmen, so kämen sie von selbst heraus. Auch das Mädchen blättelte und blies mit aufmerksamem Gehör dem Bruder nach, aber so schön wie er konnte sie es nicht, denn wenn er so recht

inniglich anhob, begannen alle, die es hörten, vor unbeschreiblichem Heimweh und seliger Wehmut zu weinen. Nur der Pächter Andres behielt trockene Augen, denn er hatte für die Musik kein Ohr, aber er war sehr stolz auf die Ehre, die sein Sohn einlegte, und nötigte ihn oftmals gegen seinen Willen sich hören zu lassen, wenn Fremde auf dem Pächterhofe vorsprachen. Bald begnügte der Knabe sich nicht mehr mit dem Baumblatt, er schnitzte Röhren, die er kunstreich zu Doppelflöten verband, über zusammengenagelte Bretter zog er Darmsaiten und spielte darauf, und es war um das Pächterhaus her ein beständiges Singen und Klingen wie im Paradiese. An diesem Konzert nahmen auch die Vögel teil, die ihn, wo er ging und stand, umhüpften und sein Spiel mit Trillern und Schmettern begleiteten. Denn er liebte alles Getier in Wald und Flur, brachte ihnen die übrigen Brocken vom Tische und litt nicht, daß in seiner Gegenwart eins verletzt oder getötet wurde.

Eines Tages wollte ein roher Knecht ein neugekauftes Pferd, das er nicht zu behandeln verstand, züchtigen. Donatus sprang scheltend dazwischen. Da sagte der Grobian:

Von dir laß ich mir nit befehlen, du bist ein Gefundener. Ich weiß noch recht gut, wie das Lumpenvolk dich dem Pächter vor die Tür gelegt hat.

Die Ahne, die eben dazukam, hieß den angetrunkenen Knecht seinen ungewaschenen Mund halten. Aber Donatus sagte:

Verwehrt ihm das Reden nicht, Ahne, denn er sagt die Wahrheit. Ich weiß es ja selber noch, wie ich Euch zum erstenmal sah, als Ihr auf der Bank saßt und das schlafende Schwesterlein auf dem Schoße hattet.

Das müssen dir die Mägde verraten haben.

Niemand hat mir das verraten. Und damit Ihr mir glaubt, will ich Euch etwas erzählen, was keine der Mägde von Euch gehört hat, weil es zu unwichtig war. Als Ihr, auf jedem Arm ein Kind, ins Haus gingt, da stecktet Ihr zwar zuvor das Strickzeug in die Tasche, aber der Garnknäuel fiel zu Boden und rannte in langen

Sprüngen hinter Euch her. Das sah so närrisch aus, daß ich lachen mußte. Entsinnt Ihr Euch?
Die Frau verwunderte sich, daß eines Kindes Gedächtnis so weit zurückreichen sollte.
Wenn du von der Bank und dem Garnknäuel weißt, mußt du auch wissen, was zuvor mit dir gewesen ist.
Nein, das weiß ich nicht. Die Bank und Ihr und Donate, das ist das letzte, worauf ich mich besinnen kann. Nur zuweilen träumt mir's, als wäre ich plötzlich wieder zu Hause, dann finde ich mich auf der allergrünsten Wiese, die ganz mit Blumen bedeckt ist — so grün und blumig habt Ihr nie eine gesehen — und da spiele ich selig mit hundert Geschwistern, die alle so schön und noch schöner sind als mein Schwesterlein. Sie tragen Kränze um die Stirnen und tanzen und singen, wie ich's Euch nicht beschreiben kann.
Hundert Geschwister! Da lügst du ja, Donatus.
Ich sage nicht, daß es Wahrheit sei, Ahne, es ist geträumt. Eine wunderschöne Frau geht in herrlichen Gewändern, eine Krone auf dem Haupt, vorüber. Wenn ich sie sehe, weiß ich auf einmal, daß ich wieder im Vaterhaus bin. Und beim Erwachen tönt mir jedesmal ein Ruf in die Ohren: Hüte dich vor Ungehorsam!
Jetzt sehe ich wohl, daß du uns verlassen willst und dein Vaterhaus suchen, sobald du vollends erwachsen bist, sagte die Ahne betrübt.
Wenn mein Schwesterlein bei mir bleibt, so bleibe ich bei ihr, antwortete der Knabe. Sobald wir groß sind, muß uns der Vater zwei Klausen bauen, hoch oben im Walde. Da wollen wir nebeneinander hausen als Einsiedel und Einsiedelin und wollen den ganzen Tag singen und musizieren und mit den Waldvögeln den Schöpfer lobpreisen.
Als der eitle Pächter diese Zukunftswünsche seines Sohns vernahm, lachte er und sagte:
Meine Tochter muß einen Grafen heiraten, denn eine Schönere wird es im ganzen Lande nicht geben. Und der Bub muß ein

großer Gelehrter werden, wie ich einer geworden wäre, hätte ich nicht schaffen müssen fürs liebe Brot. Oder meinetwegen ein großer Geigenspieler, der vor Königen und Kaisern spielt und von ihnen Seide und Edelsteine zur Verehrung erhält.

Darum gab er auch gerne seine Erlaubnis, als der Sohn ihn bat, das Orgelspiel erlernen zu dürfen. Der Organist aber wußte nicht, wie ihm geschah, als der Knabe, den er unterweisen sollte, sich an die Orgel setzte, die Pedale trat und die Register zog, als ob er niemals etwas anderes getan hätte. Er spielte ganze Choräle auswendig, wie der arme Organist nie hatte spielen hören, und es schien dem dörflichen Musikus, als vernehme er Musik aus anderen Welten. Von da an mußte bei jedem feierlichen Anlaß Donatus die Orgel spielen, und von weit und breit kamen die Leute in das Kirchlein von Disensaß, um ihn zu hören. Viele Leichtsinnige und Lasterhafte ließen sich durch sein Orgelspiel bekehren, daß sie in sich gingen und ein besseres Leben führten. Solche aber, die zuvor schon von dem Irdischen abgewandt waren, wurden von so tiefer Sehnsucht nach ihrer besseren Heimat ergriffen, daß sie ihr Haus bestellten und sich zu einem seligen Ende bereiteten.

Donate war jetzt schon zur Jungfrau erwachsen und, wie ihr Vater vorher gesagt hatte, die Schönste landauf, landab. Sie blühte wie eine junge Rose. Donatus dagegen war schmal und blaß geblieben, als ob seine Natur nicht soviel vom Erdenstoff an sich zu ziehen vermöchte wie die ihrige.

Eines Abends waren sie wieder wie in der Kinderzeit auf der Waldblöße beisammen. Donatus hielt eine selbstverfertigte Zither in der Hand, fuhr durch die Saiten und sang:

Weiß nicht, wo meine Heimat ist,
Weiß nicht, wohin ich geh.
Nach dem blauen Himmelssaale
Tut mir das Herz so weh.

Wenn ich ein kleiner Vogel wär',
Flög' ich auf und hätte Ruh.
Ich wünsche mir zwei Flügel,
Schwester, was du?

Das Mädchen saß und sang ihm entgegen:

Ein Paar rote, rote Schuh
Mit seidenen Fransen
Und ein Schappel dazu,
Mit dem schönsten Ritter zu tanzen.

Da ließ Donatus vor Schreck die Zither fallen und sagte:
So hast du mich nicht mehr lieb, daß du an einen Ritter denkst und an seidene Zotteln und Troddeln und an lauter Dinge, die dir nicht anstehen.
Wohl habe ich dich lieb, Donatus, antwortete die Schwester, aber wie mir ist, das kann ich dir nicht sagen, denn du verstehst es nicht. Ich habe eine Unrast in mir, daß ich nirgend froh werde. Meine Füße zucken und möchten tanzen, meine Arme strecken sich von selber aus, ich weiß nicht, nach was, und das Herz tut mir so weh wie dir, aber nicht nach dem blauen Himmelssaal mit allen seinen Wolken und Engeln, sondern nach etwas, das man fassen und halten und an sich drücken kann.
Schwesterlein, bat der Knabe dringlich, zieh mit mir hinauf in die Klause, die ich dir und mir hoch droben im Walde bauen will. Sieh, ich hab' auch eine Geige und einen Bogen dazu, und ich weiß dir schöne Tänze zu spielen, nach denen du tanzen kannst, daß es die Engel freut.
Aber das Mädchen sagte:
Du verstehst mich nicht, stand plötzlich auf und ging weinend hinweg.
Donatus suchte die Ahne auf und sagte zürnend:
Was habt Ihr mit meiner Schwester gemacht, daß sie ihr Herz von mir abgekehrt hat, während ich auf des Vaters Befehl über den Büchern saß oder die Orgel spielte, um die Menschen zu trösten?

Lieber Donatus, sagte die Ahne, was mit deiner Schwester vorgeht, das ist von Gott geordnet, niemand kann dazu. Heißt es nicht: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen? — Sie ist jetzt in die Jahre gekommen, wo sich das erfüllen muß, und darum kann sie an euren Kinderspielen keine Freude mehr haben, sondern wie die Tierlein im Wald, wenn es Frühjahr wird, so möchte auch sie sich ihr Nest bauen.

Nun saget mir, Ahne, ist schon ein Freier um sie gekommen und hat man sie ihm zugesagt?

Es ist schon mancher gekommen, doch war noch keiner deinem Vater gut genug. Jetzt aber will er, daß sie zum Tanz unter die Linde gehen soll mit seidenen Schuhen und goldenen Halskettlein, damit es alle sehen, daß sie die Schönste ist landauf, landab. Dann werde sich, sagt er, der rechte Freiersmann zeigen.

Donatus betrübte sich schwer, daß die jungen Burschen sein Schwesterlein bei der Hand fassen und im Kreise drehen sollten, die doch zuvor mit ihm die himmlischen Wiesentänze getanzt hatte, und wenn er sich gar vorstellte, daß sie einem als Eheweib folgen sollte, so riß es ihm geradezu das Herz in Stücke.

Die alte Ahne suchte ihn zu trösten, indem sie sagte, daß bald auch für ihn die Zeit des Nesterbauens kommen werde, daß er darum über seine Schwester sich nicht grämen dürfe, weil die Mädchen zur Liebe früher reif würden als die Knaben.

O Ahne, was redet Ihr? antwortete Donatus. Nie könnte ich eine andere an meiner Seite haben als meine Schwester. Mit ihr bin ich gewesen seit meinen ersten Schrittlein, an sie habe ich einzig gedacht alle Tage meines Lebens und werde auch ferner nur ganz allein an sie denken.

Die Alte hielt ihm entgegen, daß es Sünde sei, mit solchem Übermaß von Liebe an der eigenen Schwester zu hangen.

Ihr könnt ja nimmermehr Mann und Frau werden, sagte sie, denn wenn man auch nicht weiß, woher du gekommen bist, so

seid ihr doch in derselben Wiege gelegen, habt von einer Amme getrunken und seid aufgewachsen wie Zwillinge. Auch seid ihr von Angesicht ähnlicher als irgendein anderes Geschwisterpaar.
Nie ist es mir in den Sinn gekommen, daß wir Mann und Frau werden könnten! Aber als Einsiedel und Einsiedelin droben im Walde zu leben und gemeinsam Gott zu dienen, das denke ich mir so schön, daß ich gar nichts Schöneres auf Erden wüßte.
Siehe, es wäre eine große Sünde, sagte die Alte, wollte Donate Gott dienen mit irdischen Gedanken im Herzen, und leicht möchte sie darüber in die Fallstricke des Satans verwickelt werden, ohne daß du sie retten könntest. Laß du sie ihre Wege gehen und gehe du die deinigen.
Darüber geriet der Knabe in immer größere Bestürzung und wußte nicht mehr, wo aus noch ein. Am meisten peinigte es ihn, daß seine große Liebe zu der Schwester, die doch bis jetzt etwas Heiliges gewesen und sein ganzes Herz erfüllt hatte, nun auf einmal eine Sünde sein sollte. Er suchte seine Gedanken ganz von der irdischen Schwester ab und zu seinen himmlischen Geschwistern im Wolkensaal hinzuwenden, aber es ging ihm wie einem in der Schlinge verfangenen Tier, dem, je mehr es sich loszureißen strebt, der Strick sich nur desto fester zuzieht. Am Ende suchte er seinen Beichtvater auf und sagte ihm alles, was ihn bedrängte. Nur daß ihn fahrendes Volk vor die Tür des Pächters gelegt hatte, verschwieg er, wie die Ahne ihm gebot.
Der Priester aber war so sehr an die menschliche Gebrechlichkeit gewöhnt, daß er des Knaben reines Herz nicht erkannte, sondern ihm mächtig ins Gewissen redete, weil sündhafte Liebe zur eigenen Schwester eine der allerschwersten Vergehungen sei. Er legte ihm gar harte Bußübungen und Fasten auf, um sich des Versuchers zu erwehren.
Da erbaute sich Donatus eine einsame Klause im Waldgebirge und nahm nichts mit als seine Geige. Dem Vater, der ihn zurückholen wollte, sagte er, daß ihm dieses auferlegt sei, und die

Schwester ließ er gar nicht zu sich. Die Speisen, die man ihm hinaufschickte, verteilte er unter das Waldgetier, das beständig um seine Klause her war. Er selber nährte sich nur sparsam von Wurzeln, die er aussog und wegwarf. Wie er nun sein Leibliches mehr und mehr schwinden fühlte, wurde seine Pein geringer, ohne daß seine Kräfte nachließen, denn er konnte halbe Tage lang mit sicherer Hand zu Gottes Ehre den Fiedelbogen führen. Einmal aber, als er über Tag am Boden liegend eingeschlafen war, schien es ihm, als ob eine schöne, von Licht umflossene Frau über seine Schwelle träte und mit leisem Vorwurf aber doch ganz demütig zu ihm spräche:

Donatus, willst du jetzt nur noch an dein eigenes Heil gedenken und derweil deine Taube in den Krallen des Geiers lassen?

Da erschrak er und verstand gleich, was die Gestalt ihm sagen wollte. Er raffte sich auf, nahm seine Fiedel und verließ die Klause. —

Unterdessen war ein vornehmer Gast in seinem Vaterhause eingekehrt: ein junger Ritter, der mit einer Gesandtschaft des Kaisers nach Welschland gezogen und dort von der Nachricht überrascht worden war, sein Vater, der alte Graf von Strieteck, habe das Zeitliche gesegnet und ihn als einzigen Erben seiner Güter und Würden hinterlassen. Jetzt befand sich der junge Graf auf dem Heimweg, um in seine Rechte einzutreten. Vom Dorfe, wo er nächtigen wollte, hatte man ihn nach dem wohlhabenden Pächterhause gewiesen, da die dörfliche Herberge höchstens für seine Hunde und Knechte gut genug sei. Der Pächter Andres hatte den Herrn mit Freuden aufgenommen und ihm durch sein schönes Töchterlein die beste Kammer des Hauses bereiten lassen. Kaum daß der Ritter dieser engelgleichen Schönheit ansichtig geworden, die alles überstrahlte, was er in Welschland an schönen Frauen und Mägdlein gesehen hatte, so stand er auch schon in lichten Flammen, von denen der Funke alsbald in das unbewachte Blut Donates übersprang. Es hätte nicht einmal der

schmeichelhaften und verführerischen Reden bedurft, mit denen er das unwissende Landkind betörte; seine schöne Gestalt und Haltung, worin sich die Kühnheit des Kriegsmanns mit dem vornehmen Anstand des Hofherrn paarte, genügte schon, ihren Sinn ganz und gar zu verstricken. Der Pächter schwamm auf den höchsten Wogen geschmeichelter Eitelkeit, das vermeintliche Ritterblut regte sich wieder in ihm und veranlaßte ihn zu einem geschraubten Betragen und erhöhter Redeweise, die der Gast aus Höflichkeit für voll gelten ließ und im stillen belachte. Andres aber, der wohl den Faden bemerkte, der zwischen seiner Tochter und dem Fremden angesponnen war, fühlte sich schon als Schwiegervater eines großen Herrn und genoß im voraus die Entzückung, sagen zu können: Meine Tochter, die Gräfin Strieteck. Er leistete den zwei Verliebten im stillen jeden Vorschub, denn seit dem ersten Eintritt des Grafen in sein Haus erwartete er steif und fest, daß dieser um die Hand Donates anhalten werde. Der Graf aber dachte nichts dergleichen. Sein Vater hatte ihm ein Edelfräulein aus der Verwandtschaft ausgesucht, die zwar keine so große Schönheit wie Donate, aber eine wohlgestaltete Jungfrau und eines Marschalls Tochter war, und die beabsichtigte er nach seiner Rückkehr heimzuführen. Von dem schönen Pächterskind aber erhoffte er einen süßen Minnelohn im Vorübergehen, wie der Wandersmann sich einen frischen Zweig auf den Reisehut steckt, mit dem er sich eine Zeitlang in der Sonnenglut die Stirne kühlt, bis er ihn wieder wegwirft. Er wußte es einzurichten, daß seine Knechte ihm meldeten, die Pferde seien übermüdet und das Leibroß habe einen Satteldruck, der ein mehrtägiges Verweilen nötig mache, worüber der Pächter eine lebhafte Freude bezeigte. Und auch Donate, obgleich sie die Augen niederschlug, verriet durch Erröten und Erblassen, was bei diesem Aufschub in ihr vorging. Der junge Graf stellte sich, als ob er die Gastfreundschaft zu mißbrauchen fürchtete, ließ sich aber nach einigen Umständen durch den Pächter nötigen. Nur die alte Ahne

witterte Unheil und suchte, da sie dem heftigen Schwiegersohn nicht geradehin widersprechen mochte, ihn durch allerlei sprichwörtliche Anspielungen und goldene Regeln zur Besinnung zu bringen. Aber sie erreichte bloß, daß er die Geduld verlor und sich jeden Zweifel an des Gastes redlichen Absichten als Beleidigung gegen sich selbst verbat. Und als sie ihm schließlich vorhielt, daß, auch wenn der Graf es wirklich ehrenhaft meine, ein so ungleicher Bund doch nie zum Segen ausfallen könne, antwortete er barsch:
Ich will meine Tochter lieber tot in einer Grafengruft wissen als lebendig an der Seite eines Bauernlümmels.
Im Dorfe rüsteten sie zu einem Tanz unter der Linde, um die Anwesenheit des Grafen zu feiern. Es versteht sich, daß dieser den Reigen mit der schönen Pächterstochter führen sollte, und er war auch von Herzen dazu willig, obgleich die frische Trauer um seinen Vater ihm die laute Lustbarkeit hätte verbieten müssen. Donate fühlte zwar wohl, daß er damit wenig Herz verriet; weil es aber um ihretwillen geschah, fand sie den Mangel an Sohnesliebe verzeihlich und zitterte dem Augenblick entgegen, wo des Ritters Arm sie umfassen sollte. Sie besaß Gewänder wie ein Edelfräulein, auch die seidenen Schuhe, die sie sich wünschte, waren ihr vom Vater längst beschafft worden. Das Schappel, das sie ohne bergenden Schleier auf ihr geringeltes Goldhaar setzen sollte, hatte ihr der Ritter selber überreicht, nachdem er zuvor einen von Diamanten umgebenen Rubin von hohem Werte zwischen den Blumen befestigt hatte, womit er sich gleichsam im voraus von seinen Verpflichtungen loszukaufen gedachte.
Donate hatte dabei kein Arges, sie glühte vor Lust, als sie an seiner Hand zum Tanze antrat. Ihr Angesicht war unter dem Schappel so strahlend schön, daß den Grafen nun doch eine Art von Ehrfurcht überschlich und er dachte: Wie schade, daß sie kein Edelfräulein ist, sie wäre wirklich wert, Gräfin von Strieteck zu werden. Er führte sie auch, obwohl jeder Blutstropfen in ihm sich entzündete, so zart und sittig daher und drehte sie mit so

feinem Anstand, als ob sie die Tochter des Kaisers wäre, indessen die Bauern um ihn her johlten und ihre derben Tänzerinnen umschwenkten, daß die Röcke flogen, sie auch zuweilen recht unziemlich in die Höhe warfen.

Als die Lust am wildesten war, erschien Donatus. Der Anblick seiner herrlichen Schwester an der Hand des Versuchers verursachte ihm einen solchen Riß im Herzen, daß er auf der Stelle zu sterben meinte. Er hätte ihr am liebsten das Schappel mit dem blutroten Rubin abgerissen und es dem Grafen an den Kopf geschlagen, aber er besann sich eines besseren, denn es ging ihm mit einem Male auf, wozu er die Geige mitgenommen hatte.

Er trat zu den erhitzten Bläsern und Trommlern, die einen gar unheiligen Lärm verführten, und sagte: Ihr wackern Musikanten seid gewiß müde und durstig geworden. Gehet jetzt und letzet eure Kehlen, während ich euren Platz einnehme. Ich bin ganz allein genug, diesen Tänzern und schönen Tänzerinnen aufzuspielen.

Die Musikanten ließen sich's gesagt sein, stellten ihre Instrumente ab und mischten sich unter die zechenden Bauern. Donatus legte seine Fiedel gegen die Wange und probierte die Saiten, während sich neue Paare aufstellten. Dann spielte er einen munteren, doch nicht ausgelassenen Tanz, danach alle sich in ehrbarer Fröhlichkeit drehten. Bald aber verlangsamte er sein Tempo, daß die rohen Gesellen abfielen und nur noch die gesitteten Paare sich dem gemessenen Takte anzupassen wußten. Der Graf und Donate meinten sich auf Cherubsfittichen zu wiegen, ein so flügelleichtes Schweben, eine so himmlische Süße brachte der Geiger in die neue Tanzweise. Er stand und führte unermüdlich den Bogen; in dem langen faltigen Gewande glich er einer der geigenden Engelsgestalten, die man auf alten Bildern sieht. Immer schmelzender, herzbewegender wurden die Töne, durch seine langgezogenen Weisen klang es wie sehnsüchtiger Nachtigallenschlag, und der Ritter fühlte beseligt, wie sein brennendes Verlangen in zarte aber unbezwingliche Sehnsucht überging, und wie die Liebe, die

nur in seinem Blut getobt hatte, sich jetzt seines Herzens und all seines Denkens und Wollens bemächtigte.

Wollet Ihr mein Weib sein, allerschönste Jungfrau? fragte er.

Sie drückte stumm seine Fingerspitzen, die in den ihrigen lagen. Da trat er mit ihr aus den Reihen der Tänzer, führte sie vor ihren Vater und bat den hochbeglückten aber keineswegs erstaunten Pächter in aller Form um ihre Hand.

Werdet Ihr sie immer halten, wie es meiner Tochter und Eurer Gemahlin zukommt? fragte dieser mit Würde.

Der verliebte Graf beteuerte mit seinem Ritterwort, daß er sie stets als seine Gemahlin ehren werde; sie solle wie sein Augapfel behütet sein, und kein rauhes Lüftchen werde sie je mit seinem Willen berühren.

Da wurde mit Schall die Verlobung verkündigt, und der unglückliche Donatus erkannte mit zerbrochenem Herzen, daß er seine Schwester zwar gerettet hatte, aber nicht so, wie er hoffte. Er hatte der irdischen Liebe mit seiner Musik die höchste Weihe gegeben, sie in himmlische zu wandeln, hatte er nicht vermocht.

Da der Ritter seine Weiterreise nicht verzögern durfte und keine Trennung von dem Gegenstand seiner glühenden Sehnsucht ertrug, wurde ihm das Pächterskind unverzüglich in der Dorfkirche angetraut. Erst beim Abschied sahen sich die Zwillinge wieder, und in all ihrem Glück ward es der Neuvermählten nun doch schwer ums Herz, daß sie sich von dem Bruder trennen sollte, der von Kindesbeinen an wie ein Stück von ihr selber gewesen war. Sie weinten beide und wollten sich nicht aus den Armen lassen, bis der Graf dazwischentrat, um sein junges Weib aufs Pferd zu heben. Donatus stand noch und sah dem gewappneten Zuge nach, als er längst in der Ferne verschwunden war und auch das letzte Stäubchen sich gelegt hatte. Die Heimat war ihm mit einem Male fremd und leer geworden und es beschwerte ihn, fürder das Licht der Sonne zu schauen.

Auch die Ahne konnte den Abschied von ihrem Lieblingskinde nicht verwinden und verging nach Donates Auszug wie ein Lichtlein im letzten Glimmen. Der Zwilling saß mit blassem, immer schmäler werdendem Gesicht an ihrem Lager, und sie redeten viel zusammen, feierliche Dinge, die sie noch nie gesprochen hatten. Er vertraute ihr an, daß ihm jetzt seine verlorene Heimat immer deutlicher werde und daß er sich entsinne, wegen eines Fehls verstoßen worden zu sein. Ein hoher silberweißer Mann habe ihn an der Hand hinausgeführt und ihm gesagt: Gehorche denen, die dir zu befehlen haben, und sei treu bis in den Tod, dann kannst du wieder nach Hause kehren. Und nun wisse er, daß sein Weg ein Bußweg sei und daß er nur durch Abtötung seiner eigenen Wünsche und strenge Unterwerfung unter fremden Willen wieder werden könne, was er gewesen.

Die Ahne dachte schon nicht mehr mit irdischen Gedanken, darum antwortete sie nicht, wie sie sonst wohl getan hätte: Du warst ja damals noch viel zu klein zum Sündigen. Ihre Blicke gingen in andere Welten. Sie nickte nur und sagte:

Wohin du gehst, vergiß deine Schwester nicht. Diese Heirat ist nicht ihr Glück, sie wird dich noch sehr nötig haben.

Den Pächter Andres aber ritt der Hochmutsteufel mehr denn je, seit er sich Schwiegervater eines Grafen nennen durfte. Er ließ sich kostbare Edelmannskleider machen, auf denen sein grober Bauernschädel wie ein unförmlicher Kürbis saß, nahm eine neumodische Sprechweise an und wollte keinen Umgang mehr mit seinesgleichen. Da ihm jedoch das Alleinsein nicht schmeckte, beschloß er zum zweitenmal zu freien, aber kein Bauernmensch, wie er sagte, sondern etwas Feines, Städtisches. Er fand auch bald ein zieres Fräulein von der Art, die man die leichten nannte, das bereit war, die Einkünfte seines Pachthofs mit ihm zu verzehren. Nur daß er sich scheute, die Buntschillernde zu der sterbenden Ahne ins Haus zu führen, und auch vor den stillen Augen seines Sohnes war ihm bei der Sache nicht geheuer. Aber es fiel ihm

schwer und setzte ihn in böse Laune, dem späten Johannistrieb Zügel anlegen zu sollen. Da bot ihm ein fahrender Schüler, der ihn eines Tages um Zehrung ansprach, willkommene Ablenkung. Er nahm den Fremden im Hause auf, um sich an der Erzählung seiner Abenteuer zu ergötzen und dabei mit Behagen seiner eigenen Vagantenzeit zu gedenken. Der Fahrende aber, der ein ganz Geriebener war, merkte gleich, was für ein Vogel in diesem prächtigen Gefieder steckte. Er gab sich gar fromm und demütig, wies alle die schmackhaften und reichlichen Bissen, die ihm vorgesetzt wurden, dazu auch des Pächters gute Weine, ab und begehrte nichts als ein tüchtiges Stück Schwarzbrot, zu dem er sich einen Becher Wasser am Brunnen schöpfte. Um den Grund solcher Kasteiung befragt, gestand er mit vielem Seufzen und kummervollem Augenaufschlag, daß er als junges Blut in den Hörselberg geraten sei und daselbst viele Jahre mit Frau Venus, der allerschönsten Teufelin, in immerwährendem Schwelgen und Prassen verbracht, auch viele verbotene Zaubereien von ihr gelernt habe. Als ihm endlich Übersättigung, Reue und Heimweh die Mittel zur Flucht eingegeben hätten, da sei er gleich nach Rom gepilgert um sich dem Papst zu Füßen zu werfen. Von dem Heiligen Vater, der, seitdem es ihm mit dem Stabe des Ritters Tannhäuser so mißlich ergangen, sich gegen die Gäste des Venusberges einer ganz besonderen Milde und Nachsicht befleißige, sei ihm auch gleich die Absolution erteilt worden, jedoch mit dem Gebot, fünf Jahre bei Wasser und Brot zu fasten. Diese Zeit wäre ja nun seit geraumer Frist verstrichen, er habe aber der Buße aus freien Stücken weitere fünf Jahre zugelegt, um nicht nur das Vergangene gutzumachen, sondern sich auch darüber hinaus ein Verdienst im Himmel zu erwerben. Er unterbrach seine Rede häufig durch Stoßseufzer und kleine Stoßgebete, und bei der Nennung des Venusbergs bekreuzte er sich jedesmal. Wenn er fertig war, senkte er sein Haupt und sagte mit singender Stimme die paar lateinischen Vokabeln her, die ihm aus der Schulzeit in Erinnerung

waren, und wenn ihm keine einfielen, so erfand er schnell etwelche neue feierlich klingende Worte, die keinen Sinn hatten, von seinem Wirt aber für besonders kräftige Sprüchlein gehalten wurden.

Der Pächter Andres war abergläubisch und zugleich mißtrauisch wie ein richtiger Bauer. Da er des Schülers glattes Gesicht und sein glänzend schwarzes Haar nicht mit seiner Lebensgeschichte reimen konnte, erkundigte er sich, wie alt sein Gast denn eigentlich wäre.

Das ist leicht auszurechnen, antwortete dieser. Ich war ein Jüngelchen von siebzehn Jahren, als ich mich von der Sinnenlust umstricken ließ und in den Hörselberg ging. Dort schwanden mir fünfzig Jahre wie ebensoviel Tage und ich kam als derselbe Flaumbart wieder heraus, während meine Altersgenossen unterdessen eisgraue Großväter geworden waren. Wenn ich jetzt noch die ersten fünf Bußjahre und die drei weiteren, die unterdessen verflossen sind, dazuzähle, so schätze ich meine gelebten Jahre nach gewöhnlicher Berechnung auf fünfundsiebenzig. Weil aber die Zeit im Hörselberg mir durch Gottes besondere Gnade abgezogen und als nicht gelebt betrachtet ist, so habe ich, wie Ihr mich hier seht, in Wahrheit nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre auf dem Rücken.

Schnell faltete er die Hände und murmelte eiftig: Mensae, mensarum, mensis. Habeo, habes, habet.

Die Erzählung leuchtete dem Andres ein, und da er nun etwas Festes hatte, woran er sich halten konnte, glaubte er auch alles, was der Schüler fernerhin vorbrachte.

Den schönen Ring an Eurem Finger habt Ihr wohl aus dem Venusberg mitgebracht? fragte er.

Der Fahrende betrachtete mit Andacht den kunstvollen Ring, den er einst in Welschland einer allzu gläubigen Wittib abgenommen hatte, und antwortete:

Nein, Herr, ich habe keins der unheiligen Kleinodien aus dem Venusberg heraufgebracht, solche wären ja auch gleich am

Sonnenlichte zergangen. Diesen Ring gab mir Unwürdigem unser allergnädigster Herr und Kaiser selbst, als ich in Mailand die große Gnade hatte, ihm meine krause Lebensgeschichte zu erzählen. Der Ring aber war die Belohnung für einen wichtigen Dienst, den ich ihm kraft der im Venusberge erlernten Magie — gelobet sei unser Herr Jesus Christ! unterbrach er sich und schlug ein Kreuz — erweisen konnte. Ansas paransas. Babula Babulorum.

Die Magie des Gastes begann nun gewaltig im Hirn des Pächters zu rumoren, und er hätte ihm gerne etwelche Zauberformeln zur Erlangung von Geld und Ansehen abgefragt, allein der Schüler verriet nichts weiter und sagte nur, Magie sei eine schwere Sache und ihre Ausübung nur für höhere Zwecke, nicht für eigenen Vorteil erlaubt. Und wieder schloß er seinen Satz mit sonderbaren, feierlich klingenden Worten, so daß der andere vor des Gastes Gelahrtheit und Frömmigkeit allmählich ganz verzagt wurde.

Aber in seiner Seele erwachte jetzt der brennende Wunsch, seinen Sohn derselben Wissenschaften und Künste teilhaft zu sehen, und er dachte sich den Knaben schon als kaiserlichen Rat im schwarzsamtenen Talar mit einem güldenen Kettlein auf der Brust. Er meinte, wenn er nur den Schüler überreden könnte, Donatus mit sich zu nehmen und zu unterrichten, so hätte er seinem Sohne den Weg zu den höchsten Ehren eröffnet. Er selber aber könnte sich ungestört des neuen Glücks erfreuen.

Der Gast hatte seit seinem Eintritt ins Haus nichts anderes im Auge gehabt, als wie er des Donatus habhaft werden könne, von dessen wundersamem Geigenspiel er sich großen Gewinn versprach. Er nannte sich einen Beanus, das bedeutet einen älteren fahrenden Schüler, der die jüngeren Schüler zu unterrichten und für den Besuch der hohen Schule vorzubereiten hatte. In Wirklichkeit war er einer von den landstreichenden falschen Klerikern, die, selbst zu früh der Schule entlaufen, auf den Fang von jungen

Knaben ausgingen, anscheinend um sie zu Schülern auszubilden, tatsächlich um sie zum Betteln, wenn nicht zu Schlimmerem, zu verwenden und sich durch sie verhalten zu lassen. Als er sein Ziel so unerwartet nahegerückt sah, stellte sich der Schalk bedenklich, sprach von der großen Verantwortung, die man vor Gott und Menschen trage, wenn man sich zum Führer und Erzieher einer jungen Menschenseele mache, durch welche Gewissenhaftigkeit er den Pächter nur noch mehr überzeugte, vor die rechte Schmiede gekommen zu sein.

Sie wurden am Ende einig, der Pächter zahlte dem Fahrenden zu dessen stillem Frohlocken das Lehr- und Zehrgeld für zwei Jahre im voraus, und jener übernahm es dagegen, den Knaben in allem, was er selber wisse, treulich zu unterrichten und ihn auf die hohe Schule nach Wien zu bringen, daß er daselbst den Magister- und später den Doktorgrad erlange. Der Pächter ließ dagegen seinen Sohn in die Hand geloben, dem Beanus in allen Dingen zu gehorchen, als ob er sein Vater wäre; auch wenn er Dinge sähe, die er nicht verstünde, sich mit keinem Worte zu beschweren noch aufzulehnen, denn diese Bedingung hatte der Beanus gestellt.

Und eines Morgens zog Donatus an der Seite des Fahrenden aus, seine Geige wohl eingehüllt im Arm, sein kleines Bündel auf den Rücken geschnürt, und die gleichfalls leichte Habe des Beanus, die ihm dieser aufgeladen hatte, in der Rechten tragend. Der guten Ahne hatte er zuvor die Augen zugedrückt.

Solange man sich noch in der Nähe von Disensaß befand, hielt der falsche Beanus sich ernst und ehrbar, je mehr aber die Entfernung wuchs, desto weniger Zwang legte er sich auf, und als sie die schöne Stadt Graz erreichten, da hielt es das Geld des Pächters im Beutel des Fahrenden nicht länger aus. Er spürte ordentlich, wie es in seiner Tasche hüpfte um wieder heraus und unter die Leute zu kommen, beschloß also ihm seinen Willen zu tun und ließ sich mit seinem jugendlichen Begleiter im Gasthaus

zum Goldenen Engel nieder, um nach der ausgestandenen Kasteiung seinen Leib zu pflegen. Für Donatus sorgte er nur soweit, als er ihn in der Kammer eingeschlossen hielt und ihm eine kärgliche Kost reichen ließ. Der aber fragte wenig nach leiblicher Nahrung, er holte die Geige hervor und ließ sie leise, leise von seiner goldlockigen Schwester erzählen, daß immer der eine oder der andere von den Gästen des Hauses verzückt am Schlüsselloch stand, um hineinzuhorchen, und in der ganzen Stadt ging die Rede, im Goldenen Engel sei ein wirklicher Engel abgestiegen.

Der Fahrende aber konnte es in der Herberge nicht lange treiben. Das Gold, das er springen ließ, zog ihm Gesellen zu, die ihn zum Würfelspiel verleiteten, und darunter befand sich einer von seiner eigenen Gilde, der ihm in Künsten überlegen war und sich bald im Besitz des für Donatus empfangenen Zehrgeldes befand. Als der betrogene Betrüger nichts mehr hatte, sah er sich samt seinem schönen Schützling vor die Tür gesetzt. Für diesen begann jetzt eine Zeit des tiefsten Elends. Der Gaukler schleppte ihn kreuz und quer durchs Land und zwang ihn, vor der Türen der Städter wie in den Dorfschenken und Bauerngehöften mit der Geige um Speise und Trank zu betteln. Die Spenden, die er erhielt, nahm ihm unverzüglich sein gaunerischer Beschützer ab, der ihm von allem nur den Abfall überließ. Mit Bedacht entfernte sich der falsche Beanus immer weiter von der Heimat seines Zöglings, damit dieser keine Gelegenheit fände, seinem Vater Botschaft zu senden. Ebenso trug er Sorge, sich von den Grenzen des Strieteckers ferne zu halten. Er glaubte zwar nicht, daß die Pächterstochter Gräfin von Strieteck geworden sei, wie ihr Vater ihm ruhmredig erzählt hatte, wohl aber, daß die schmucke Dirn von dem Grafen als sein Liebchen hinweggeführt worden sei, und dies schien ihm Grund genug zur Vorsicht. Er hütete sein Opfer wie eine Henne ihr Küchlein und kündigte ihm hundertmal unter den gräßlichsten Schwüren an, daß er ihm beim ersten Fluchtversuch alle Knochen zermalmen wolle. Dieser Drohungen bedurfte es

gar nicht, denn Donatus hätte sich gescheut, sein Gelöbnis zu brechen, wäre auch unter dem Habit des Fahrenden ein Pferdefuß zum Vorschein gekommen. Die mich auf diesen Bußweg gesandt haben, sagte er sich, werden auch wissen, wann es an der Zeit ist, meine Leiden zu endigen. Nur von seinem Schwesterlein sprach er fortan nicht mehr mit der Geige, denn er schämte sich, in seiner Entwürdigung an die schöne Jugendzeit zurückzudenken.

Dem Fahrenden lag aber die Gaukelei dermaßen im Blute, daß er es bald satt hatte, dem frommen Geigenspiel seines Opfers allein den Unterhalt zu verdanken. Sobald irgendwo ein Jahrmarkt abgehalten wurde, zog er schleunigst mit Donatus hin, kündigte sich mit großem Trara als Zauberkünstler an, verkaufte das Lebenselixir und den Stein der Weisen und versprach den unwissenden Landleuten für sie die Zukunft zu erforschen oder gestohlene Gegenstände wieder ausfindig zu machen. Wenn er einen Gimpel fand, der ihm glaubte, so zeichnete er mit Kohle einen magischen Kreis auf den Boden, stellte sich mitten hinein, fuhr mit den Armen durch die Luft und sprach mit unsichtbaren Geistern in einer unverständlichen Sprache. Der unglückliche Donatus mußte danebenstehen und das schnöde Gaukelwerk mit der echten Wunderkraft seines Spiels begleiten. Der Jüngling hatte, seit er mit dem Beanus umherzog, den Mund nicht mehr zum Sprechen geöffnet, was jenem sehr erwünscht war, denn er gab ihn für einen Stummen aus und hielt ihn dadurch von jeder Berührung fern. Der Gequälte stand mit geneigten Schultern und geschlossenen Augen, die Wange so fest an seine Fiedel gepreßt, als möchte er sich vor Scham in ihrem Gehäuse verkriechen, und sandte seine schmerzvolle, zitternde Klage zum Himmel, die allen Hörern das Herz ergriff, daß sie nur um so williger in das Netz des Betrügers liefen. Dieser gab dann mit dreister Stirn seine Sprüche von sich, als hätte er sie eben aus Geistermund empfangen, richtete sich aber vorsichtigerweise so ein, daß die Lügen erst

entdeckt werden konnten, wenn er mit dem Gelde der Gefoppten schon auf anderem Boden war.

So trieb er's wohl ein halbes Jahr und länger, und die Kunde von dem Zauberkünstler und seinem himmelschönen geigenspielenden Begleiter flog über alle Lande. Sie flog auch auf die Burg Strieteck, wo der kurze Glückstraum des Pächterkindes schon zu Ende geträumt war. Die schöne Gräfin von Strieteck ging zwar noch in Gold und Perlen, aber das Herz ihres Gemahls war ihr bereits entglitten. Noch in der Zeit des ersten Wonnetaumels, ja schon auf der Reise selbst, stieß den Grafen zuweilen ein plötzliches Besinnen an, wie es denn eigentlich bei seiner raschen Heirat zugegangen sei, denn er wußte ja recht wohl, daß er noch im Augenblick, wo er mit Donate in den Reigen trat, nicht daran gedacht hatte, eine unebenbürtige Gemahlin nach Hause zu bringen. Er wußte auch, daß die Wandlung erst in ihm stattgefunden hatte, als ihr Bruder mit seiner Geige auf den Plan trat. Und oft versank er in Grübeln, was wohl in dieser Geige für ein Zauber gesteckt habe. Doch drängte damals noch das Liebesfieber solche Grillen rasch wieder zurück. Er sah ja wohl, daß er sich seiner jungen Gattin nicht zu schämen hatte. Das Gesinde staunte ihre Schönheit an, als käme sie aus einer anderen Welt. Die Gäste, mit denen er sich zu umgeben liebte, huldigten alle der schönen Schloßherrin, die Männer in aufrichtiger Bewunderung, die Frauen mit lauter Schmeichelei und mit heimlichem Neide. Wer sich am eifrigsten um Donates Freundschaft bewarb, das war Sindgund, jenes Mühmchen, das ihm einst als Braut zugedacht war, und den Grafen rührte ein so großer Beweis von Anhänglichkeit und selbstloser Güte. Ihre Mutter aber, die verwittwete Marschallin, die lange an dem Heiratsplan gearbeitet hatte, gab ihr Spiel auch jetzt nicht verloren. Sie lobte und pries dem jungen Ehemann seine Wahl aufs überschwenglichste, bis sie ihn von ihrer neidlosen Freundschaft für seine Gattin vollauf überzeugt hatte. Dann begann sie leise zu schwenken und in ihr Lob

einen Ausdruck von nachsichtiger Duldung zu mischen. Zwar bedurfte die junge Frau einer solchen nicht, denn sie bewegte sich mit dem Anstand einer geborenen Gräfin, hatte auch bald gelernt ihr Rößlein mit Anmut zu regieren und den Falken zierlich steigen zu lassen, und gar im Gesang und Saitenspiel, das sie von ihrem Bruder gelernt hatte, kam ihr keine gleich. Aber die wohlberechneten Worte der Marschallin ließen doch einen Stachel in des Grafen Seele. Er beobachtete nun seine Gattin, ob sie nichts tue oder sage, was an ihre Herkunft erinnern könnte, und darüber wurde sie unsicher und ließ sich wirklich zuweilen einen Mißgriff zuschulden kommen. Dies warf er ihr dann mit einer Schärfe vor, in der bald wenig mehr von der ersten Liebesentzückung zu spüren war. Und kein Kind wollte kommen, den übereilten Bund fester zu knüpfen.

Die Marschallin hatte dem Vertrauenden längst schon in wohlwollender Weise die näheren Umstände seiner Heirat abgefragt. Was er von des Zwillingsbruders wunderbarem Geigenspiel und von der Liebe der beiden Geschwister erzählte, schien sie besonders gerne zu hören, denn sie kam immer aufs neue und mit einem eigentümlichen Nachdruck darauf zurück, der dem Grafen zu denken gab. So brachte das ränkevolle Weib den gewaltsamen aber unbeständigen Mann ganz leise und allmählich in ihre Gewalt und zwang, ohne daß es den Anschein hatte, seine Gedanken in die Richtung, die sie ihnen geben wollte. Die Vorzüge Sindgunds, deren Besitz er verscherzt hatte, traten nun in seinen Augen immer leuchtender hervor, während seine Gemahlin ihm nichts mehr recht machen konnte. Auch ihr Hang sich zu schmücken, der ihm anfangs wohl gefiel, schien ihm jetzt ein Merkmal ihrer niederen Herkunft zu sein, denn er erinnerte ihn an die Prunk- und Prahlsucht ihres bäuerlichen Vaters.

Immer stärker regte sich in ihm der Verdacht, daß er einem versteckten Zauberwerk erlegen sei, das mit ihres Bruders Geigenspiel zusammenhänge. Wenn er auch noch solche Stimmen in

seinem Innern zu unterdrücken suchte, so sammelte sich doch ein stummer Groll gegen die unglückliche Frau in seinem Herzen an. Und gerade um diese Zeit geschah es, daß durch Gäste die Kunde von dem Gaukler, der in Gesellschaft eines schönen Geigenspielers umherziehe und das Landvolk betrüge, nach Strieteck gebracht wurde. Donate hörte ganz entgeistert zu, denn sie erkannte an der Schilderung augenblicklich ihren Bruder, wenn sie sich auch im entferntesten nicht vorstellen konnte, wie er in eine solche Gesellschaft kam. Aber auch der Graf zweifelte keinen Augenblick, wer der Geigenspieler sei, so unzweideutig waren die angegebenen Zeichen. Er warf seiner Gemahlin einen Blick zu, von dem alle Farbe aus ihren Wangen wich, daß sie fortan marmorweiß blieben. Am Abend, als sie allein waren, fragte er die ganz zu Eis Gewordene hart und höhnisch:

Nun bekennt mir einmal, schöne Frau, was es mit diesem Bruder für eine Bewandtnis hat, und durch welche Macht Ihr Gräfin von Strieteck geworden seid.

Donate warf sich zu seinen Füßen und schwor bei dem Teuersten, was sie habe, bei seinem eigenen Haupt, daß sie von Zauberei nichts wisse, und daß auch ihr Bruder unschuldig sei, wenn seine Musik den Menschen zu Herzen gehe, er habe das von klein auf an sich gehabt. Wie er aber in die unselige Gesellschaft geraten sei, wisse sie nicht, da sie seit ihrer Trennung nichts mehr von ihm gehört habe. Etwas Schlechtes könne sie auch jetzt nicht von ihm glauben, wie sehr der Schein gegen ihn spreche.

Der Graf wandte sich finster ab, ohne sie vom Boden zu erheben. Und noch in derselben Nacht zog ein Abgesandter von ihm hinaus, um die Spur des Fahrenden und seines seltsamen Begleiters zu finden und sie auf Strieteckſches Gebiet zu locken. Da wollte der Graf den Geiger unerachtet der Schwägerschaft festnehmen um ihn öffentlich seiner Gemahlin gegenüberzustellen und es dann dem Gottesgericht überlassen, ob ein höherer Arm ihn, ohne daß er seine Eide zu brechen brauchte, von der lästig gewordenen Ehefessel befreie.

Als aber der Vertraute des Grafen die Spur des Beanus fand, hatte die Laufbahn des Gauklers soeben ein jähes Ende gefunden. Er war auf seinen Kreuz- und Querzügen am Ende in die stolze Reichsstadt Augsburg gekommen und hatte seinen Gefährten bei einem der reichsten Kaufherrn spielen lassen. Da war die jungvermählte Hausfrau so von des Jünglings Spiel bewegt worden, daß sie in Tränen schmolz und die Blicke nicht von dem stummen Geiger wenden konnte. Als er geendet hatte, trat sie aus dem Kreis der Frauen heraus und reichte ihm mit eigener Hand einen Labetrunk. Diesen Augenblick benutzte der Gaukler, um mit behendem Griff ein kostbares Geschmeide, das zu den Erbkleinodien des Hauses gehörte, von ihrem Halse zu lösen. Das Verschwinden des Kleinods wurde jedoch bemerkt, noch ehe die zwei Fahrenden das Haus verließen. Man begann zu suchen, und alle Anwesenden schüttelten ihre Kleider aus, kehrten auch freiwillig die Taschen um. Nun wußte sich der Dieb nicht mehr anders zu helfen, als indem er das Juwel in die Tasche des nichts ahnenden Donatus schob, der wie immer still und in sich gekehrt dastand. Als der Schmuck aus seinem Gewande hervorgeholt wurde, schlug die Neuvermählte vor Scham und Jammer die Hände vors Gesicht und verließ den Saal. Den Kaufherrn aber hatte zuvor schon das Wohlgefallen seiner Gemahlin an dem fremden Jüngling und jetzt noch mehr ihre Erschütterung beim Anblick seiner Schmach so erbittert, daß er diesen unverzüglich dem Gericht überantwortete, obwohl alle Gäste, von der ruhigen Würde seiner Haltung betroffen, für ihn baten. Auch die Richter fühlten Mitleid, da er aber weder durch Wort noch Zeichen seine Unschuld beteuerte, sondern alles unbewegt über sich ergehen ließ, sprach ihn das Gesetz als überführten Dieb des Todes durch den Strick schuldig. Der Beanus sollte als der Mitschuld verdächtig und wegen anderer Gaunerstreiche gestäupt, an den Pranger gestellt und dann der Stadt für immer verwiesen werden. Donatus zeigt ein freudiges Gesicht bei der Verurteilung, denn er sehnte sich recht von Herzen

zu sterben, um endlich von dem Elend seiner Knechtschaft erlöst zu sein. Er betete nur Tag und Nacht, daß seine Unschuld sich nach seinem Tode erweisen und die Schmach des Diebstahls von ihm genommen werden möchte.

Am Tag, da der Wahrspruch vollzogen werden sollte, lagerte eine drückende Schwüle über der Stadt, die männiglich den Atem beklemmte. Gleichwohl war die ganze Bürgerschaft auf den Beinen, denn alle hatten von der wundersamen Schönheit des stummen Geigenspielers gehört und wollten ihn auf seinem letzten Gange sehen, und wo er vorüberkam, wurden Rufe des Bedauerns laut. Er aber schritt vor sich hin ohne umzuschauen, als ginge ihn die Erde schon nichts mehr an. Auf dem Richtplatz gab es die Gottesmutter dem Anwalt des Donatus ins Herz, noch eine Bitte für ihn an die anwesenden Magistratspersonen zu richten. Die Sitte gestatte dem Verurteilten, sagte er, vor seinem Ende noch ein Wörtlein zu sprechen, sein Klient aber sei stumm und könne nur durch die Töne seines Instruments reden, man möge ihm also die Geige zurückgeben, damit er noch einmal darauf spiele. Die Bitte wurde gewährt, und die Geige kam zur Stelle. Mit stummem Dank empfing sie der Jüngling und drückte sie ans Herz. Dann legte er sie unverzüglich an die Wange und begann ein Ade der schönen, falschen Welt zu spielen. Die holdesten Blumen der Erde blühten in seinen Tönen auf und kristallne Quellen sprudelten darin, dazwischendurch aber schluchzte alle Bitternis des Menschenleids. Dann hielt er mit einer jähen Dissonanz inne und begann danach aufs neue. Jetzt war man hoch über der Erde in einem seligen Raum, wo andere, tausendmal schönere Blumen standen und wo befreite Geister sich in seligem Reigen ineinanderschlangen. Die Gnade im Sternengewand schwebte mitten inne, und das sehnsuchtsvolle Gebet schmiegte sich beschwichtigt zu ihren Füßen. Als er geendet hatte, küßte er die Geige, legte sie sacht zu Boden und den Bogen darauf. Dann trat er zu dem Nachrichter, um ihm den schönen, schlanken Hals darzubieten.

Dem aber zitterten die Hände, und alle Glieder waren ihm eiskalt und wie gelähmt. Ebenso ging es den Knechten, daß keiner imstande gewesen wäre, sich zu rühren. Alles Volk stand mit verhaltenem Atem, und Stille legte sich über den Raum.

Nur der Beanus, der gefesselt zugegen war, denn das Urteil sollte an beiden zugleich vollstreckt werden, schrie in seinen Stricken: Henket ihn, henket ihn auf der Stelle! Sonst geigt er euch das Herz aus dem Leib und euer Gold in seine Tasche. In dem Schüler wohnt der Böse. Wie oft hab ich ihn gestraft und vermahnt, es wollte nichts fruchten. Er ist mir nachgefolgt zu meiner Seele Schaden, wohin ich ging, und alles, was ich gefehlt habe, geschah durch den Zwang seiner Teufelsgeige.

Indessen raunte es schon lauter und lauter im Volk: Der Gaukler lügt, er ist selber der Dieb und will sich durch den Tod des stummen Knaben retten. Seht ihr die schweren Wolken, die sich am Himmel sammeln? Dort oben bereitet sich Gottes Gericht. Doch der Frevler sah Gottes Gericht fern und den Galgen nahe, darum schrie er:

Ich lüge nicht, so wahr Gott mir helfe! Wenn ich lüge, so möge das Feuer vom Himmel fallen und mich verzehren!

Kaum hatte er ausgesprochen, so barst die Himmelsdecke, und mit schmetterndem Krachen fuhr ein Wetterstrahl nieder, der alle betäubte. Als sie wieder zu sich kamen, lag der Fahrende tot zu Boden gestreckt mit schwarzem, unkenntlichem Gesicht und zerbrochenen Gliedern. Nach diesem Gottesurteil bedurfte es keines weiteren Beweises für Donatus' Unschuld, an die männiglich mit Freuden glaubte. Man wollte ihn mit Ehren in die Stadt zurückführen, um ihn als Gast zu pflegen, aber er öffnete zu aller Erstaunen den Mund und sagte:

Ich war niemals stumm, ihr Herren, ich hatte nur meinem Nährvater und Erzieher, dem ich Gehorsam schulde, das Gelöbnis getan, mit diesem Bösewicht, der sich einen Beanus nannte, der aber nichts war als ein Betrüger und Landstreicher, zu ziehen,

wohin er mich führe und nie ein Wort wider ihn zu reden. Das konnte ich nur halten, indem ich niemals den Mund öffnete. Nun der Himmel selber gesprochen hat, ist auch von meiner Zunge das Band genommen. Der über mich gesetzt war, liegt tot, und ich habe meine Freiheit wieder. So entlaßt mich nun, ihr Herren, denn wenn ich nach des Himmels Willen leben soll, so ist es, daß er mir noch ein Werk zu vollbringen auferlegt.

Damit verabschiedete er sich und wanderte zur Stadt hinaus, indem er nichts mitnahm als seine Geige, die ihm überall Zehrung verschaffte.

. . . Um jene Zeit ließ der Graf von Strieteck eine Jagd ansagen, zu der die vornehme Nachbarschaft geladen wurde. Er bestimmte, daß das feingeschulte Leibrößlein Donates, sein erstes Geschenk an sie und ihr darum doppelt wert, von Sindgund geritten werde; seiner Gemahlin befahl er aber, der Jagd ferne zu bleiben und sich vor den Gästen mit einer Unpäßlichkeit zu entschuldigen. Diese Kränkung hatte er sich eigens ausgedacht, um seinen Unmut, daß er des Donatus nicht habhaft werden konnte, an ihr zu kühlen.

Als die Ärmste im Morgendämmern in ihrer einsamen Kemenate die fröhlichen Hornsignale vernahm und das Scharren ihres Rößleins, das statt ihrer die eindringende Nebenbuhlerin tragen sollte, da meinte sie, daß es Bittreres nun nicht mehr für sie geben könne, und sie wünschte sich von Herzen den Tod. Es litt sie nicht in der öden Stille, die auf den lärmenden Auszug folgte. Leise schlich sie sich aus dem Schloß, um den Spuren der Pferdehufe im Walde nachzugehen, wo sie leicht den Tritt ihres zierlichen Tieres herausfand und in der danebenlaufenden Spur das Jagdpferd des Grafen zu erkennen glaubte. Dann wandte sie sich einem Fußweg zu, der fernab vom Getöse des Jagdgrunds zuerst mit sanfter, dann mit steilerer Steigung nach dem einsamen Wallfahrtskirchlein Maria Trost führte.

In der Waldstille bei Vogelstimmen und huschenden Eichkätzchen wurde ihr leichter, die Krallen, die ihr das Herz zerfleischt hatten,

ließen ab von ihr. Sie ging dem Lauf eines wohlbekannten Bächleins entgegen, das hoch oben im Bergwald aus einer tiefen Schlucht hervorbrauste, um dann mit sanfterem Gefäll talabwärts zu rinnen. Diesen Weg war sie oft in den Tagen ihres Glücks mit dem Grafen gegangen, der sich damals nichts Lieberes wußte, als im schattigen Waldesschweigen mit ihr ganz allein zu sein. Bis zu dem kleinen Gotteshaus waren sie niemals gestiegen, jetzt aber meinte sie dort oder nirgends den Trost finden zu können, den der Name des Kirchleins verhieß. Nach mehrstündigem Steigen über Geröll und Rasen hörte sie aus der Ferne ein seltsames Klingen, das sich zuerst kaum von dem leisen Blätterrauschen des Waldes unterschied, aber beim Weitergehen vernehmlicher ward und sie mit unwiderstehlichem Zwang zu sich heranzog. Sie versank in Gedanken an ihre glückselige Kinderzeit, vergaß die werdende Stunde und den steinigen Pfad und stieg und stieg. —

Die Marschallin, die ihrer höheren Jahre wegen gleichfalls von der Jagd zurückgeblieben war, hatte das Weggehen der Gräfin wohl bemerkt und einen raschen Plan darauf gebaut. Sie war sich klar darüber, daß der Graf zwar nie zu einer geheimen Beseitigung seiner Gemahlin die Hand reichen, daß er sich aber auch nicht als untröstlicher Witwer erweisen würde, wenn eine fremde Hand sie ihm ohne sein Wissen hinwegnähme. Daher beschloß sie zu handeln, bevor in der Seele des Wankelmütigen ein Umschlag einträte, der ihn in die Arme Donates zurückführen konnte. Sie besaß einen Knecht, dem sie einmal das durch einen Frevel verwirkte Leben gerettet hatte und der ihr seitdem blindlings anhing. Diesem befahl sie jetzt der jungen Gräfin heimlich nachzugehen, sie zu töten und ihr den Perlenschmuck, den sie stets am Halse trug, zu entwenden, damit es den Anschein habe, als sei die Tat des Raubes wegen geschehen. Denn selbst in ihrem Herzweh konnte es Donate nicht lassen, sich zu schmücken und schön zu machen. Der Knecht, dem dieser Auftrag zuwider war, nahm, um Mut zu fassen, einen Spießgesellen mit, auf den

er vertrauen konnte. Und die beiden Strolche stiegen der Gräfin nach.

Je näher Donate dem Ursprung der Töne kam, desto mächtiger sprachen sie zu ihrem Herzen. Sie hatte längst erkannt, daß es eine Geige war, was da oben in der tiefen Einsamkeit sang. Als auf einer Tannenlichtung das Kirchlein in Sicht kam und ihr von dorther die Töne unbehindert entgegendrangen, preßte sie in freudigem Schreck beide Hände an den Busen, denn solche herzensbange Klage und ahnungsvolle Erlösung wohnte in keiner anderen Geige als in der ihres Zwillingsbruders. Im Flug eilte sie die Höhe vollends hinan und stieß die Tür des Kirchleins auf.

Vor dem Altar stand, mit dem Rücken gegen den Eingang gekehrt, eine lange, sehr schmale Gestalt in dunklem Gewand, barhäuptig, den von goldgelbem Lockengeringel umwallten Kopf zu der thronenden Gottesmutter emporgerichtet, und strich in tiefer Andacht die Saiten. Sie rief: Donatus! Er wandte sich um, und sie sah in ein Gesicht so abgezehrt und marmorblaß wie das ihre. Die Geschwister flogen aufeinander zu, legten sich gegenseitig die Arme um den Hals, lehnten die Stirnen gegeneinander und weinten beide. Nun schien es Donate, als wäre ihr ganzes Leben zwischen dem letzten heiligen Kuß ihres Bruders und diesem Wiederfinden nur ein wilder, unheiliger, verworrener Traum gewesen.

Auf der untersten Stufe des Altares sitzend, erzählte ihr Donatus, was vor seinem Wegzug zu Hause geschehen war, den Tod der Ahne und des Vaters Gedanken an eine zweite Ehe. Was er selber erlitten hatte, erzählte er nicht, und auch Donate sagte ihm kein Wort von ihrem Elend, dessen Spuren er doch auf ihrem Gesichte las, denn sie schämte sich und wollte auch die Stunde des Glücks nicht durch häßliche Erinnerungen trüben.

Plötzlich stutzte Donatus, denn er hatte vor der Tür ein verdächtiges Geräusch vernommen. Da sein Gehör viel feiner war,

als es sonst menschlichen Ohren gegeben ist, vernahm er auch das Gewisper der beiden Spießgesellen:

Sie betet in der Kapellen. — Müssen zuwarten, bis sie außi kimmt, das Gotteshaus darf nit mit Blut verschandelt werden, das könnt' uns teuer zu stehen kommen.

Donates Ohren aber hörten nichts von dem Gespräch, sie vernahm nur das gleichmäßige Brausen des Wasserfalls, der sich weiter oben in die Schlucht stürzte.

Jetzt wußte Donatus, was ihn so mächtig gezogen hatte, daß er seit seiner Befreiung Tag und Nacht gewandert war, um gerade zu dieser Stunde an diesen ihm fremden Ort zu gelangen. Und er rief in stummem Gebet die Gottesmutter an, daß, nachdem sie ihn von schimpflichem Tode befreit, sie ihm nun auch beistehe, seine Schwester zu retten.

Du siehst es ja, Barmherzige, flehte er ohne Worte, daß ich allein bin gegen die zwei und keine Waffe habe als meinen Fiedelbogen. Die aber draußen lauern, sind zwei baumstarke Strolche, mit scharfen Klingen bewaffnet. Wenn du nicht hilfst, so ist mein Schwesterlein verloren.

Doch ehe er noch sein Gebet vollendete, hatte ihm die Gottesmutter schon ins Herz gegeben, was er tun sollte.

Schwesterlein, sagte er, wir haben uns so unerwartet wieder gefunden, nun tu mir eine Liebe, aber frage mich nicht um den Grund. Gib mir die Perlenschnur, die du um den Hals trägst und die Samtschaube. Du selber nimm meinen Mantel und Hut und warte hier in der Kapelle, bis ich zurückkomme.

Denn er gedachte seine Not ganz still zu erleiden, damit seine Schwester nichts vernehme und seiner Rückkehr harrend in dem schützenden Gotteshaus bleibe, bis man sie etwa vom Schlosse aus suchen werde. Er machte das Zeichen des Kreuzes über sie und sich, empfahl die Schwester in den Schutz der allergnädigsten Jungfrau, sich selber aber in die Hände des barmherzigen Gottes.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaum daß er ein paar Schritte außerhalb der Kapelle war, so traten die zwei Schächer hinter den Bäumen hervor und rissen ihm die Perlenkette vom Hals. Er gab keinen Laut von sich und hielt nur die Schaube fest über der Brust zusammen, daß sie den Irrtum nicht entdeckten. Die beiden Missetäter sahen sich zweifelnd an, sie wagten eine so engelgleiche Schönheit nicht mit Waffen zu verletzen, und da sie doch ihr Amt verrichten wollten, ergriffen sie die vermeintliche Gräfin, schleiften die zarte Gestalt, die keinen Widerstand leistete, nach dem Rande der schaurigen Schlucht und stießen sie hinunter.

In diesem letzten Augenblick seines Erdenlebens ging mit dem Jüngling eine seltsame Wandlung vor: ein Schleier zerriß vor seiner Stirn, daß er endlich sich selbst erkannte und ihm wieder klar bewußt wurde, woher er gekommen war und was er auf Erden gesollt hatte. Sein Leib löste sich in Äther, und während er noch an den Felsen zu zerschellen meinte, schwebte er schon frei über dem Abgrund, denn ein Schwingenpaar hatte sich aus der Umpuppung losgewunden. Der blaue Himmelssaal war aufgetan, er hörte die Seinen rufen. — —

Als der Graf mit Gästen und Jagdgefolge spät zurückkehrte, berauscht von der neuen Liebe und vom Blutgeruch der erlegten Beute, erfuhr er, daß die Gräfin schon seit den Frühstunden aus dem Schloß verschwunden sei. Sein Kummer war klein bei dieser Nachricht, denn er ahnte irgendwie das Walten einer hilfreichen Hand. Doch mußte er sich vor Gästen und Gesinde den Anschein der Bestürzung geben und ging selbst mit Knechten und Fackeln in den Wald, während im Schloß jeder Winkel durchsucht wurde. Natürlich fand sich von der Gräfin keine Spur. Des anderen Tags erfuhr man, ein Köhler habe sie den Weg nach der Bergkapelle einschlagen sehen, und unverzüglich wurde dorthin aufgebrochen. Die Marschallin beteiligte sich eifrigst an den Nachforschungen. Im stillen war sie ihrer Sache sicher, denn der

Knecht hatte die Nachricht zurückgebracht, die Gräfin Donate liege in einer tiefen, unzugänglichen, mit Wasser gefüllten Schlucht, wo sie selbst das Auge Gottes nicht mehr entdecken werde.
Als der Graf das Waldkirchlein betrat, lag seine Gemahlin, von einem schwarzen kuttenartigen Gewand umhüllt, zu Füßen des Marienbildes in tiefem Schlaf, der sie gleich nach ihres Bruders Weggang befallen und inzwischen Tag und Nacht fortgedauert hatte.
Ihr erstes Wort beim Erwachen war: Donatus! Hieraus erkannte der Graf, daß die Geschwister, die er durch Berg und Tal getrennt glaubte, hier oben ohne sein Wissen zusammengekommen waren, und sein Groll, der beim Anblick der blassen, schlummernden Frau schon einem milderen Gefühl Platz machen wollte, entbrannte aufs neue. Er fragte barsch, weshalb sie seinem Verbot entgegen das Haus verlassen habe. Sie schwieg, aber ihre Augen, die ängstlich umher nach dem Bruder suchten, verrieten ihm, daß auch in ihrem Herzen mit einem Male die eheliche Liebe erloschen und selbst der Schmerz um die erlittene Kränkung zurückgetreten war vor dem übermächtigen Verlangen nach dem Zwillingsbruder. Nun meinte er dem Eheband keinen Rest von Rücksicht mehr schuldig zu sein. Er ließ mit bösen Gedanken im Herzen die Diener auf Donatus fahnden, den er bestimmt in der Nähe glaubte, weil die Köhlersleute, die den Gang der Gräfin beobachtet hatten, eine ungewohnte Musik von dem Waldkirchlein her vernommen haben wollten. Donate wurde aufs Roß gesetzt, das ein Knecht am Zügel führte, der Graf ritt stumm voraus, die Lippe nagend und im Innern selbst von allen bösen Geistern der Eifersucht, Rachsucht und gekränkten Stolzes zernagt. Von den Gästen waren unterdessen nur die Marschallin und ihre Tochter im Schloß zurückgeblieben, die es für ihre Pflicht hielten, ihrem Blutsverwandten in seinen schweren Stunden beizustehen.
Die Marschallin glaubte zuerst ein Gespenst zu sehen, als Donate im Schloßhof blaß und starr wie ein Marmorbild aus dem

Sattel glitt, aber die Nachricht, daß der Zwillingsbruder mit seinem Geigenspiel um den Weg gewesen, und sein Gewand auf dem Leibe der Schwester, ließen ihren findigen Geist schnell erkennen, was geschehen war, und daß sie ihr Werk von vorn beginnen mußte. Es galt sich sputen, um eine Aussprache und mögliche Versöhnnng zwischen den Gatten zu verhindern.

Donate war nicht in ihre Gemächer zurückgebracht worden, sondern in ein abgelegenes Turmzimmer, das nur durch eine steinerne Brücke mit dem Schloß in Verbindung stand. Es enthielt als einziges Gerät ein einfaches Ruhebett und einen Betschemel und war kein Gefängnis, sondern hatte früher solchen Schloßbewohnern zum Aufenthalt gedient, die eine Zeitlang abseits vom Lärm und Getriebe ihren geistlichen Bedürfnissen leben wollten. Denn trotz dem Grimm, der in ihm wühlte, schreckte der Graf noch immer vor einem äußersten Schritt gegen seine Gemahlin zurück.

Die Marschallin aber sagte: O weh, nun sehe ich wohl, daß sie mit Hilfe des verfluchten Zauberkünstlers ein neues Band um Eure Stirn geschmiedet hat. Wenn Ihr sie gefangen haltet, was hilft Euch das? Ihr bleibet durch das Sakrament der Ehe an sie gebunden und außerstande, einen neuen, Euer würdigeren Bund zu schließen.

Der Graf erwiderte finster: Ich kann meine Hand nicht wider sie erheben, denn ich habe es ihrem Vater bei meinen Eltern im Paradiese und bei meiner eigenen gräflichen Ehre geschworen, daß ich sie hüten wolle wie meinen Augapfel, daß mit meinem Willen kein rauhes Lüftlein sie berühren dürfe und daß ich ihr immerdar jede Ehre erweisen werde, die meiner Gemahlin zukommt.

Nun, sagte die Marschallin boshaft, den Schwur könnet Ihr halten und dennoch Eure Freiheit wiedergewinnen. Verschließet sie nur gut in ihrem Turm und hütet sie dort wie Euren Augapfel, zu dem Ihr ja auch nichts hereinlasset, weder Trank noch Speise, denn wie möchte einem Augapfel solches frommen? Dort wird kein rauhes Lüftlein sie berühren und Ihr braucht ihr auch

kein Härlein krümmen zu lassen. Sollte es dann mit Gottes Willen geschehen, daß sie nach ein Tager acht oder zehne nicht mehr unter den Lebenden weilte, so könnt Ihr sie in der Gruft Eurer Ahnen bestatten und habt sie damit noch über ihre Lebenszeit und über Euer Versprechen hinaus geehrt. Ihr Tod aber kann niemals über Euch kommen, weil sie ja doch der Zauberei hätte müssen angeklagt werden und nicht minder der unerlaubten Liebe zu ihrem Zwillingsbruder, der sich durch sein Verschwinden der Verantwortung entzogen hat. Auf beiden Verbrechen steht, wie Ihr wohl wisset, der Tod. Retten könntet Ihr sie also auf keinen Fall, denn wenn Ihr ganz schwieget, so wäre ich durch mein Gewissen gezwungen, sie zu verklagen. Wolltet Ihr aber noch länger warten, so könnte sich's leicht erweisen, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. Des müßte man sie genesen lassen, ehe sie ihre Sünden büßt, und dann wäre Euer gesetzlicher Erbe der Sprößling einer Gerichteten.

. . . Im Augenblick, wo der Sohn des Lichts, der auf Erden Donatus geheißen hatte, sich selber wieder erkannte, fühlte er sich von einem gewaltigen Zuge gefaßt, der ihn wie ein tiefeingezogener Odem gleichsam einschlürfte, daß er die Kraft seiner Fittiche gar nicht brauchte. Und auf einmal lag das himmlische Zion vor ihm, aus dem er voreinst war ausgesendet worden, mit zinnengekrönten Mauern, so hoch — kein Gedanke kann sie überfliegen. Aber da öffnete sich auch schon das Tor, und die bekannte Gestalt des Pförtners erschien, ein einziger Silberglanz von langwallendem Bart und Haar und silberdurchwirkten weißen Gewändern.

Tritt ein, sagte er.

Als der lichte Geist die Schwelle betrat und die blumenbestickte Sonnenwiese mit dem Reigen der seligen Geschwister wiedersah, da schob sich ein ganz kleines demütiges Seelchen, das sich vor lauter Selbstunterschätzung noch kleiner machte, als es war, heran

und sagte mit einem Stimmchen, so zart und ängstlich, daß es nur wie ein Zirpen klang:
Sohn des ewigen Glanzes, wo ist dein irdisches Schwesterlein?
Mein Schwesterlein! dachte der Heimgekehrte und besann sich erst wieder auf die Erde.
Spute dich und tritt ein, bevor das Tor sich von selber schließt, mahnte der im Silberhaar.
Der Engel aber dachte: Wie wird ihr drunten zumute sein ohne mich! und wich zurück von der Schwelle der Seligkeit.
Zum letztenmal, tritt ein! sagte der Pförtner. Aber eben jetzt schwebte ein unsäglicher Glanz heran, ein lebendiges Gespinst von Sonnenstrahlen; es öffnete sich und wallte als langer Schleier vom Haupte der Gnadenmutter nieder, die in ihrem blauen Himmelsgewand mit der Sternenkrone daraus hervortrat.
Sei gesegnet, mein Sohn, du weißt das Bessere, sagte sie, und in diesem Augenblick schloß sich das Tor von selber vor ihm zu.
Der Sohn des Lichts wandte sich ab und schoß mit breitgestellten, unbeweglichen Fittichen zur Erde nieder.
Donate lag auf dem Ruhebett, aber ihre Gedanken fanden keine Rast, sie irrten angstvoll um den Bruder her, den sie so unerwartet gefunden und wieder verloren hatte. Warum war er so schnell von ihr gegangen und nicht zurückgekehrt? Und warum hatte er ihr zuvor den Perlenschmuck und die Schaube abverlangt? Wenn die Leute des Grafen ihn mit diesen Sachen fanden, was würde die Folge sein? Und all die anderen Verdächtigungen, die gegen ihn erhoben waren? An ihr eigenes bevorstehendes Schicksal dachte sie noch gar nicht, sie wunderte sich nur, wie es zugegangen war, daß sie die lange Zeit in der Kirche verschlafen hatte.
Außen auf der Brücke stand unterdessen ein Wächter, um zu verhindern, daß irgendeine erbarmende Seele sich der Eingeschlossenen mit leiblicher oder seelischer Labung nähere. Aber dessen war keine Not, es gab niemand in ihrer Umgebung, der es so gut mit ihr meinte. Den Hochgeborenen war sie doch immer ein geheimer An-

stoß geblieben, und die ihres Standes waren, verziehen ihr nicht, so hoch über ihresgleichen hinaufgestiegen zu sein. Der Tag senkte sich, ohne daß sie einen Laut von der Außenwelt vernahm. Sie hatte ihn auf dem Betschemel kniend verbracht und nur, wenn es die Müdigkeit verlangte, sich auf ihr Ruhebett gestreckt. Es war ihr lieb, so allein mit dem geblieben zu sein, bei dem sie einzig Trost und Hilfe suchen konnte. Sie hatte auch beschlossen, keine Nahrung zu sich zu nehmen, solange die Ungewißheit ihres Schicksals daure. Aber am Abend ängstete sie sich doch, daß niemand gekommen war, ihr Speise und Trank zu bringen. Als auch am Morgen keine Seele sich zeigte und es am zweiten Tage um sie her still blieb wie im Grab, da begann ihr zu grausen, und sie ahnte nun, welch ein Ende ihr bereitet war. Ein brennender Durst befiel sie, der viel peinigender war als der Hunger, der gleichfalls an ihr zehrte. Sie rief in ihrer Qual zu Gott und Menschen, aber keine Antwort kam; es sank die Nacht, und der Morgen tagte, und nichts regte sich um sie her, sie war vergessen, schien es ihr, lebendig begraben. Dann zählte sie nicht mehr die Tage, die gingen und kamen; wenn sie noch etwas Kraft hatte, kniete sie auf dem Schemel, meist aber zwang sie die Schwäche, ausgestreckt auf dem Ruhebett zu liegen, ihre Gedanken umnebelten sich, und endlich schwanden ihr die Sinne.

Da vernahm sie im Traum ein Singen und Klingen, und es schien ihr, als sei sie wieder ein Kind und liege im Grase ausgestreckt, und Donatus sitze neben ihr, auf seinem Blatte spielend. Als sie mit Mühe die Augen öffnete, lag sie auf ihrem Ruhebett im Turm. Aber die bekannten Töne gingen weiter. Da schloß sie die Augen aufs neue und fragte: Bist du es, Donatus? — Ja, ich bin's, Donate.

Sie wagte nicht mehr aufzublicken aus Furcht, er könnte ihr entschwinden, denn sie fühlte, wenn sie es auch nicht sah, daß er bei ihr saß und ihre Hand hielt. Und die Sinne vergingen ihr wieder.

Am anderen Morgen erwachte sie erquickt, die Hungerqual hatte nachgelassen und ihre Lippen waren frisch befeuchtet. Aber sie fürchtete, von ihrem Zwillingsbruder nur geträumt zu haben, und wagte lange nicht, die Augen aufzuschlagen. Endlich aus großer Sehnsucht nach ihm blinzelte sie ein klein wenig aus halbgeschlossenen Lidern.

Da saß er und lächelte sie an!

Wirst du mich nicht mehr verlassen, Donatus?

Niemals.

Warum führst du mich nicht aus dem Turm heraus?

Das kann ich nicht, Schwesterchen, du mußt noch leichter werden.

Donate hob ihre weißen abgezehrten Arme in die Höhe, von denen nun der Goldschmuck abgefallen war, und fragte lächelnd: Bin ich noch nicht leicht genug?

Er strich ihr mit der Hand über die Augen: Schlafe, du Schelm.

Nun begann ein verworrenes Spiel zwischen Schlafen und Wachen.

Wann gehen wir, Donatus?

Morgen, Donate.

Und wieder einmal, als sie die Augen aufschlug, sagte er: Jetzt, Schwesterlein, ist es an der Zeit. Rüste dich zur Reise.

Sie richtete sich auf: Wohin führst du mich?

Nach Hause.

Im gleichen Augenblick hatte der Wächter auf der Brücke einen tödlichen Schrecken. Die fest verschlossene Tür drehte sich in den Angeln, und heraus traten zwei weiße glänzende Gestalten Hand in Hand. Er wollte sie aufhalten, wie es seines Amtes war, aber er griff in leere Luft, und beide glitten unter dem dunklen Nachthimmel wie ein Lichtschein an ihm vorüber. Als er ihnen ins Gesicht blickte, fiel er vor Entsetzen ohnmächtig zu Boden, denn was er sah, war die Gräfin Strieteck in doppelter Gestalt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Doch war der Wächter nicht der einzige, der im Augenblick ihres Hinscheidens dieser Erscheinung ansichtig wurde. Zu gleicher Zeit weckte den Grafen ein feines Klingen, und als er die Augen öffnete, schwebten die zwei völlig gleichen glänzenden Gestalten nahe an seinem Lager vorüber, die Augen auf ihn geheftet. Da erkannte er plötzlich, was es mit dem Zwillingsbruder und den wundersamen Begebenheiten, die sich an seinen Namen knüpften, für eine Bewandtnis gehabt hatte. Er bestattete Donates entseelten Leib in der Gruft seiner Väter und verließ dann im Pilgerkleide das Land, um an heiliger Stätte zu beten und zu büßen.

Die Anfechtung des heiligen Franziskus

Nachdem der heilige Franziskus von Assisi zwischen den Bewohnern von Gubbio und dem furchtbaren Wolf, der ihnen soviel Schaden getan, den ewig denkwürdigen Friedens- und Freundschaftsbund gestiftet hatte, war er in heiliger Freude von hinnen gezogen, um noch viele andere herrliche Wunder des Glaubens zu vollbringen, hatte auch unterwegs nicht versäumt, den lauschenden Fischen und Vögeln holdselig von der überschwenglichen Güte des Schöpfers predigen. Dann zog er sich zu tiefer Sammluug auf den wilden Berg La Vernia zurück, der ihm von einem frommen Ritter zur Verehrung übermacht worden war. Auf dem felsigen Gipfel hauste er in zwei Zellen mit seinem Lieblingsjünger Leo, den er seiner sanften Gemütsart wegen Bruder Schäfchen zu nennen pflegte, denn, sagte er, du hast wohl den Namen nach dem Leuen bekommen, aber deine Seele ist einfältig und fromm wie die des Lammes.

Jedoch auch die Gesellschaft des Bruders Leo war seiner innigen Andacht noch störend, deshalb suchte er eine Felsenplatte aus, die vom Reste des Gipfels durch einen tiefen, grausenvollen Abgrund getrennt war und nur durch einen hinübergeschwungenen Baumstamm erreicht werden konnte. Auf dieser ließ er sich zwischen Bäumen und Buschwerk vom Bruder Schäfchen eine urtümliche Klause aus rohbehauenen Stämmen errichten, wo er die meiste Zeit im Gebet verbrachte. Dabei geschah es des öftern, daß seine Seele ganz in Gott verzückt und entrückt wurde, während sein irdischer Leib mit den Sohlen hoch über dem Boden schwebte, von Strahlen umgeben. Er hatte aber seinem einzigen Gefährten

aufs strengste verboten, ihm in die Klause nachzugehen, und pflegte überdies den Baumstamm, der ihm als Brücke diente, gleich nach seinem Übergang wegzuziehen, denn es widerstrebte seiner Demut, in solcher Verklärung von menschlichen Augen gesehen zu werden. Unterdessen hatte sich unter den Tieren des Waldes und des Feldes weithin die Nachricht verbreitet, wie der Wolf nunmehr in Gubbio voller Freuden lebe und jeden Tag an einer anderen Tafel zu Gaste geladen sei, nur mit dem Beding, fortab Menschen und Herden keinen Schaden mehr zu tun. Und es dünkte ihnen allen ein köstliches Wunder, daß der schreckliche Mensch, vor dessen unersättlicher Gier und Gewalt auch die Stärksten unter ihnen bebten, auf einmal so mild und gastfrei geworden sei, und alle beneideten des Wolfes Glück. Da berieten sie sich erst einzeln, dann in größerer Anzahl, und es tat sich eine Schar von Wald- und Flurbewohnern zusammen, die beschlossen den heiligen Mann aufzusuchen, daß er auch sie in den Friedens- und Freundschaftsbund mit den Menschen aufnehme. Allein sie mußten lange umherziehen ohne eine Spur zu finden, daher teilten sie sich in einzelne Gruppen, die auf eigene Hand suchen und sich hernach an einer bestimmten Sammelstelle wieder finden sollten. Wo nun diese vorüberkamen, schlossen sich andere ihres Geschlechtes an, die Häslein liefen aus den Krautäckern, die Rehe aus dem Forst herbei und gesellten sich zu ihresgleichen; Kühe, Schafe, Ziegen verließen die saftige Weide, denn auch das zahme Hausgetier hatte die Kunde erreicht, daß ein Erlöser für sie auf die Erde gekommen sei. Am Ende geriet alles, was auf vier Füßen huschte oder trampelte, was am Boden kroch oder in Lüften flog, in Bewegung, denn alles, alles begehrte nach Frieden mit den Menschen. Die Fische, die nicht mitkonnten, steckten ihre Köpfe aus dem Wasser und schlugen mit den Schwänzen, um die Vierfüßigen auf sich aufmerksam zu machen, daß sie ihrer gedächten und auch ihre Sache dem heiligen Mann vortrügen, denn als er ihnen so lieblich von der Güte des Schöpfers predigte, dem sie das herrliche klare Wasser

und ihre bequemen Flossen zum flinken Drinumherschießen verdankten, da hatte er im Eifer nicht bedacht, daß die Menschen all diesen Segen durch ihre Nachstellungen zunichte machten, und die guten Fischlein hatten es in ihrer Einfalt gleichfalls vergessen.

Die Tiere wagten aus Furcht vor den Menschen nur bei Nacht zu wandern, über Tag hielten sie sich in den dichtesten Bergwäldern versteckt, und erst wenn die Sterne aufgezogen waren, setzten sie sich in Marsch. Dann vernahmen die Landbewohner ein unbegreifliches Wimmeln und Schleichen, Stampfen und Schlürfen, daß es schien, als ziehe in der Ferne ein Geisterheer vorüber; sie bekreuzten sich angstvoll in ihren Betten, ohne ans Fenster zu treten. Des anderen Tages aber, wenn sie im Staub der Straße die Spuren unzähliger Tierfüße von jeder Gattung erblickten, bekreuzten sie sich abermals voller Entsetzen, denn sie glaubten, die ganze Hölle sei über Nacht vorübergetrappelt. Jedes Tier, das ihnen begegnete, fragten die Wandernden nach dem Verbleib des Heiligen, aber seit dem Tage, wo er den Vögeln auf der Wiese und den Fischlein im blinkenden Fluß gepredigt hatte, war er von keinem mehr gesehen worden; auch kein Vogel war so hoch geflogen oder hatte so scharf geäugt, um die versteckte Klause auf dem Gipfel der Vernia zu entdecken.

Die Tiere litten auf ihrer Wanderung viele Not, denn sie waren übereingekommen auch untereinander Frieden zu halten, und daß keins das andere mehr anfallen dürfe, um seinen Hunger zu befriedigen. Sie vermeinten, wenn sie nur erst in der Gegenwart des heiligen Mannes stünden, so werde er ihnen allen einen Freitisch anweisen wie dem Bruder Wolf in Gubbio, und bis dahin sollte ein jedes seine fleischlichen Gelüste bezähmen. Soweit sie nun von der Natur zum Pflanzenfressen eingerichtet waren, hielten sie das Abkommen willig und leicht. Aber für Wölfe, Füchse und anderes Raubzeug war es ein hartes Ding, entsagend neben den wohlgenährten Schafen und feisten Zicklein herzugehen, und wenn es in der

Finsternis geschah, schnappte wohl einer schnell einmal nach seinem Nebengänger und durchbiß ihm die Kehle, aber er konnte seine Gier nicht sättigen, denn er wurde gleich über der Tat von der entrüsteten Gesamtheit zu Tode gebissen und zu Brei zerstampft. Dann ging der Zug weiter, in dem ein jedes in seiner Sprache Gott dem Herrn Loblieder sang.

Nachdem sie lange in der Irre gegangen, fanden sie einmal frühmorgens auf einem reifenden Kornfeld eine Lerche, die sich eben mit Gesang zu ihrem Morgenfluge erhob. Zu der sandten sie eine Taube, die sich aus Angst vor dem Gerupftwerden ihrem Zuge angeschlossen hatte, und ließen fragen, ob sie nichts von dem heiligen Mann wüßte. Und siehe, die Lerche hatte ihn gesehen, wie er einen alten frommen Esel bestieg, um den Gipfel der Vernia zu erreichen, und sie zeigte der Taube fern am Horizont die ragende Masse des Berges, auf dem der Heilige wohnte. Da vergaß die Taube in ihrer Freude, daß man sie gewählt hatte, den Zug der Tiere sicher zu führen, sie erhob sich mit schwirrendem Flügelschlag in das Blau des Himmels und schoß pfeilgerade, ohne auf Wege und Stege der Erde Rücksicht zu nehmen, auf den umbuschten Gipfel zu. Dort saß der seraphische Vater andächtig in der Sonne und sang dem brüderlichen Licht sein Loblied, als ihm die Taube geradeswegs in den Busen flog.

Was suchst du bei mir, Schwester Taube? sagte der Heilige, indem er vorsichtig ihr Köpfchen streichelte und ihr weißes glattes Gefieder, unter dem das Herzchen ängstlich und freudig zappelte, an seine Wange drückte. Siehe, ich bin ein armer Mann, und die Körner, die dir schmecken, wirst du bei mir nicht finden. Wenn du aber bleiben und die Brocken von meinem dürftigen Mahl mit den Eidechslein teilen willst, so sei willkommen und wohne mit mir in meinem Frieden.

Da die Taube durch Gurren und Flügelschlagen ausdrückte, daß sie's wohl zufrieden war, übergab er sie zur Pflege dem Bruder Leo, der sie mit eingeweichter Brotrinde ätzte und ihr in roter

Farbe ein Kreuz auf Brust und Rücken malte, damit sie für Tier und Menschen von weitem als Eigentum des heiligen Mannes kenntlich und vor Nachstellungen sicher sei. Indessen setzte der Heilige auf der Bank vor der Klause seinen unterbrochenen Sonnengesang fort.

Die Tiere hatten bei dem jähen Aufschwirren der Taube alle Vorsicht vergessen und waren ihr in blinder Hast in der Richtung ihres Fluges nachgestürmt. In rasendem Lauf ging es vorwärts über Wiesen und Äcker hügelauf und ab, und was in ihrem Weg lag, wurde niedergetrampelt. Dabei blieb manch einer mit gebrochenem Bein am Wege liegen, andere ertranken in Tümpeln und Bächlein, wieder andere fielen den Pfeilschüssen oder Steinwürfen nacheilender Menschen und irrendem Raubzeug zum Opfer. Aber als ihre Führerin im Blau verschwebt war, blieben die meisten von ihnen ermattet zurück, das eine da, das andere dort, wie sie sich im Laufe zerstreut hatten. Nur die mutigsten trotteten in der eingeschlagenen Richtung weiter und gerieten am Ende in eine waldige Einsamkeit, wo vor einer kleinen, sehr dürftigen Ansiedelung ein Esel im Grünen angepflockt war und friedsam grasend in der Runde ging. Dieser Esel aber war begnadet vor allen seines Geschlechts, denn er war es, der den heiligen Mann auf den Gipfel der Vernia getragen hatte; seitdem aß er das Gnadenbrot bei den Jüngern des Franziskus und hatte kein anderes Amt mehr, als einmal wöchentlich ihm und dem Bruder Leo das Wenige, was sie zum Leben bedurften, hinaufzutragen. Diese Jünger nun hatten sich am Fuße des Berges angesiedelt und durchzogen von hier aus das Land, um für sich und ihren Meister die Nahrung zusammenzubetteln, den Esel aber ließen sie im Freien angebunden grasen, denn wer sollte so ruchlos sein, das Tier des Heiligen loszubinden und wegzutreiben, indes sie ferne waren!

Als der Esel vernommen hatte, warum die Tiere da waren, hob er seine Augen zum Himmel, wie er den Meister hatte tun sehen, und pries die göttliche Vorsicht, die die Tiere so gut geführt hatte,

— denn wenn ihr die Augen aufmacht, sagte er ihnen, so erkennt ihr, daß ihr in diesem bergigen Vorland am Fuße der Vernia steht, und wenn ihr mich von dem Halfter lösen wollet, mit dem ich gebunden bin, so will ich euch den Weg führen, den außer mir niemand kennt.

Alsbald zerbissen zwei Nager, die mit dabei waren, den Strick des Esels, und dieser setzte sich mit einem mutigen Y—ah in Trab, die Tiere folgten, ein jedes in seiner Gangart, ihm nach. Als sie nun den ersten Vorberg der Vernia erreicht hatten und fern vom Bereich der Menschen waren, sagte der umsichtige Esel: Lagert euch hier, meine Freunde, und wählet aus eurer Mitte eine Abordnung, die ich zu dem heiligen Mann führen will. Denn der Ort wo er wohnt ist eng und kann eine so große Menge nicht fassen. Auch möchte es ihn verdrießen, wenn ihr plötzlich zu Haufen in seine Einsamkeit eindränget.

Die Tiere wählten ihre Abgesandten, von jeder Gattung einen, die mit dem Esel weiterstiegen. Die übrigen duckten sich an dem Berghang nieder, daß sie an Gestalt und Farbe kaum von dem Felsgestein zu unterscheiden waren. Der Hunger wühlte in ihren Eingeweiden, aber sie lagen alle geruhsam, denn auch die Raubtiere wollten den Freitisch des heiligen Mannes, den sie schon so nahe sahen, nicht durch Unenthaltsamkeit verscherzen.

Bruder Leo war gerade dabei, seine Hütte, die ihm ein nächtlicher Sturm zerzaust hatte, mit Reisig auszubessern, als er aus der Tiefe den Hall vieler Tritte vernahm, und er staunte, was da im Anzug sei.

Oha, mein grauer Vetter, rief er dem Esel entgegen, hinter dem ein gehörntes Haupt ums andere auftauchte, warum kommet Ihr so außer der Zeit und bringet eine so erlauchte Gesellschaft mit Euch?

Schon im nächsten Augenblick wimmelte es um ihn her wie in der Arche Noäh, und die Tiere, die ihn für den Heiligen hielten, begannen mit Brüllen und Blöken auf ihn einzudringen, daß er

nicht mehr wußte, wo auf dem engen Raume stehen. Eine Kuh, der der Metzger ihr Kalb genommen hatte, muhte herzbrechend, und ein welscher Hahn rannte mit geducktem Kopf gegen seine Beine und kollerte ihm eine Geschichte vor, über die er selber blaurot wurde, von der aber Bruder Leo kein Wörtchen verstand. Er warf mit Steinen nach den Tieren, aber sie ließen sich nicht vertreiben. Es kamen vielmehr noch so viele nach, daß sie ihn immer mehr dem Abgrund zudrängten, der zwischen seiner Klause und der Zuflucht des heiligen Franziskus klaffte. Am Ende blieb ihm nichts übrig, als den seltsamen Besuch dem Heiligen zu melden, dessen Seele soeben, von Erdenschwere befreit, sich zu ihrem Urquell zu erheben begann.

Frage sie, was sie wollen, und heiße sie dann gehen, sagte dieser.

Wie kann ich sie fragen, da sie meine Sprache nicht verstehen, noch ich die ihrige? dachte Bruder Leo. Aber gewohnt wie er war, zu gehorchen, schritt er auf dem schwanken Steg wieder zurück und sagte:

Liebe Brüder und Schwestern, hebt euch hinweg, ihr stört mit eurem Muh und Bäh die Andacht des heiligen Mannes, daß er den Weg zu Gott nicht finden kann. Wenn ihr ihm etwas zu sagen habt, so vertraut es mir an, aber in einer Christensprache, damit ich eure Sache vor den heiligen Mann zu bringen vermag.

Da erhob sich ein noch viel größerer Lärm in allen Tonarten, und zugleich kündigte ein mächtiges Schwirren in der Luft den Zuzug der Vögel an, von dem sich der Himmel verdunkelte, bis sich alle mit Flattern und Piepen um den Gipfel der Vernia niedergelassen hatten.

Nun erkannte der Heilige, daß es für heute doch mit seiner Andacht nichts mehr werden würde. Er erhob sich in aller Geduld und trat vor seine Besucher hin.

Meine vielgeliebten Brüder und Schwestern, sagte er, ich sehe, ihr habt ein wichtiges Anliegen an mich. Womit kann der letzte,

unwürdigste eurer Brüder euch dienen? Aber redet nicht alle so wild durcheinander, sondern ernennt einen Sprecher, der mir euer Begehren vortrage.

Da schoben die Tiere aus ihrer Mitte den Fuchs als den Klügsten und den Bären als den Stärksten vor, und Vater Franziskus sagte:

Möge denn der Bruder Bär, den ich als ehrlich kenne, für euch alle reden.

Und dieser begann: Heiliger Vater, wir haben gesehen, daß der Bruder Wolf in Gubbio wie ein Edelmann lebt, seitdem du den Frieden zwischen ihm und den Menschen aufgerichtet hast, denn siehe, er geht von einem Gastmahl zum anderen und wird rund und fett an ihrer Tafel, der doch zuvor ihr Todfeind gewesen und ihnen so großen Schaden getan. Wir andere aber leben außerhalb des Friedens und werden von ihnen gejagt und erschlagen. Und auch die frommen Haustiere, die ihnen ihre Äcker bestellen und sie mit Milch versorgen, müssen am Ende ihr mühevolles Leben unter dem Beil beschließen, damit der grausame Mensch sich an ihrem Fleisch ernähren und aus ihrem Felle Schuhwerk schneiden kann. Darum kommen wir zu dir, daß du auch uns in deinen Frieden aufnehmest. Und wir hier Anwesenden geloben dir im Namen des ganzen Tiergeschlechts heilig und unverbrüchlich, daß daß wir uns nie mehr am Menschen und seiner Habe vergreifen wollen, unter dem Beding, daß er auch uns an seine Tafel lade und einen jeden auskömmlich und nach seinen Bedürfnissen ernähre. Und wir haben auch untereinander ein Bündnis geschlossen, daß keiner dem anderen mehr ein Härchen krümmen wolle, da wir nun alle miteinander froh und friedlich am Tische des Menschen speisen werden. Wir bitten dich nun, du mögest ungesäumt einem jeden seinen Platz anweisen, denn wir sind sehr hungrig und haben alle von unserer Enthaltsamkeit auf der Reise viel gelitten.

Ein vielstimmiges Blöken und Grunzen, Schnattern und Krähen folgte als Bekräftigung auf die Worte des Bären.

Der Heilige stand in tiefer Bestürzung lange wortlos da.
Meine Lieben, begann er endlich kleinlaut, ihr erwartet von mir, wozu ich unvermögend bin. Daß ihr den Menschen künftig nicht mehr anfallen noch seinen Besitz schädigen wollt, ist ein schöner und löblicher Vorsatz, und daß ihr auch untereinander Frieden halten wollt, wird euch angenehm machen vor den Augen eures Schöpfers. Aber daß ich euch allen einen Freitisch im Hause des Menschen schaffen könne wie dem Bruder Wolf in Gubbio, das, meine Lieben, müsset ihr nicht denken. Wenn der Mensch euch alles gäbe, was er hat, wäre es doch nie genug, euch alle zu sättigen. Und wie sollte er euch ernähren und dabei doch keines von euch verletzen? Um dich, Bruder Bär, zu befriedigen, müßte er seine Schafe opfern und für den Bruder Fuchs seine Hühner. Damit wäre schon der Friede, um den ihr bittet, gebrochen, denn die Haustiere lieben doch auch ihr Leben. Also ist es mir nicht gegeben, den Friedensbund, den ich für unseren Bruder in Gubbio gestiftet habe, auf euch alle auszudehnen. Sondern die bisher mit dem Menschen gelebt haben, mögen in ihre Ställe zurückkehren und für ihn arbeiten, so wird er auch fernerhin auf ihre Ernährung bedacht sein. Für diejenigen aber, die durch ihre Natur gezwungen sind, frei zu schweifen und sich durch Fleischgenuß zu erhalten, muß auch in Zukunft unser Vater im Himmel sorgen. Daß ihr hungrig geworden seid auf der langen Reise zu mir, tut mir leid. Und gerne würde ich euch alle speisen, aber meine dürftige Mahlzeit, die ich mit der Schwester Taube teile, ist schon verzehrt, und sie hätte nicht ausgereicht, um nur einen von euch satt zu machen. Aber rings um meinen Berg wachsen viele saftige Kräuter, die mögt ihr abweiden, wenn es euch gefällt.
Die Kühe und Ziegen ließen sich das nicht zweimal sagen, sie liefen weg und begannen sogleich zu grasen, aber der Bär erhob ein unmutiges Brummen, und die anderen Raubtiere gaben ihre Enttäuschung durch ein zorniges Fauchen zu erkennen.

Da streifte der Heilige die Ärmel seiner Kutte zurück und streckte die hageren Arme über die Hungrigen aus:
Wer sich mit diesem Restchen alten zähen Fleisches begnügen mag, dem will ich es um Gottes willen zur Stillung seines Hungers geben.
Der Bär schwieg beschämt, der Fuchs blinzelte nach den zwei Knochenarmen, an denen nichts mehr zu benagen war, dann machte er plötzlich kehrt und schoß wie ein Blitz bergab. Die Tiere, die glaubten, er habe da unten einen nahrhaften Kosttisch eräugt, wandten sich alle und rannten unter wildem Getöse hinter ihm her. Der Fuchs aber lauerte unter einem Felsenvorsprung und brach als erster den beschworenen Frieden, denn er riß das Lamm, das zunächst an ihm vorüberlief, nieder und zerbiß ihm den Halswirbel. Beim Anblick und Geruch des strömenden Blutes ergriff die Mordlust auch den Bären, daß er sich auf den wohlgenährten Esel warf, der am Abhang die harten Gräser ausraufte und sich von seinen Weggenossen, die er so wacker geführt hatte, keines Argen versah. Im Nu war er nur noch eine zuckende Masse Fleisch, von der das kleinere Raubzeug sich blutige Stücke wegholte, ohne daß der Bär es hindern konnte. Nun brach auch unter den anderen Tieren eine rasende Blutgier aus, daß sie sich alle gegenseitig zerfleischten, um eins am anderen seinen wilden Hunger zu stillen. Und es erhob sich ein Brüllen, Winseln und Röcheln, das schauerlich durch die Bergeinsamkeit schallte. Welche aber den Fuß des Berges und ihre dort lagernden Genossen erreichten, die brachten den Blutgeruch mit sich und entfesselten da unten die Wut des Jähhungers, und man hatte nie zuvor im Tierreich ein solches Würgen erlebt wie an diesem Tag. Nur die flinksten vom Hochwild entrannen auf der Flucht dem Tode, und einigen der stärksten Stiere gelang es, durch die Kraft ihrer Hörner sich ihrer Angreifer zu erwehren, dafür ließen sie sich am Ende ermattet und verwundet von den hinzugekommenen Menschen fesseln und wegführen. Auch in den Lüften tobte der

Mord, daß die Federn stäubten und das Blut vom Himmel träufelte.

Auf dem Gipfel der Vernia, über dem die Sonne verglühte, war es wieder stille und einsam wie zuvor, das Wut- und Angstgeschrei verlor sich in der Ferne. Der Heilige lag ohnmächtig am Boden. Bruder Leo, der sich vor dem Hunger der Tiere ins tiefste Gebüsch verkrochen hatte, kam wieder heraus und brachte in den Falten seiner Kutte auch die Taube mit sich, die dort dem Blutbad entgangen war. Mit vieler Mühe rief er den Leblosen ins Bewußtsein zurück. Aber Franziskus wollte kein Wort sprechen. Er ließ sich nach seiner Klause schleppen und dort vor dem Kruzifix auf der Erde niederstrecken, denn er war selbst keiner Bewegung fähig. Dann entfernte er durch einen Wink den Bruder Leo.

Diese Nacht war die schwerste, die der heilige Franziskus je erlebte, denn in dieser Nacht zweifelte er an der Güte Gottes. Während sein Körper wie leblos dalag, rang sein Geist mit dem Bösen, der ihn in Gestalt des Urwurms umkroch und ihm schlimme Gedanken zuraunte. Mit keiner Anfechtung hatte der Verderber je an ihn herangekonnt. Wenn er, während Franziskus fastete, daß ihm der Magen wie ein leerer Beutel herunterhing, die duftendsten Gerichte vor ihm aufstellte, wenn er an seinem harten Lager die berückendsten Frauenbilder vorübergaukeln ließ, so lachte ihn der Heilige nur aus und sagte mit der Sanftmut die ihm eigen war: Gib dir keine unnütze Mühe, Freund Satan, das alles ist mir wohlbekannt! Geh du lieber in deine Hölle und besorge da deine Geschäfte. Denn Franziskus hatte in seiner wilden Jugend die Freuden der Erde gekostet, darum konnte er sie so beherzt verachten. Jetzt aber zog der alte Widersacher andere Saiten auf:

Wie schön hast du doch den Vögeln des Himmels und allem Getier im Walde von der Güte des Schöpfers gepredigt, begann er mit tückischem Hohne. Hast du nicht die lieben Vögelein gepriesen um ihre raschen Fittiche und um das Glück, so frei in Lüften zu schweben? Das aber vergaßest du hinzuzusetzen, daß auch der

Pfeil des Menschen wohlbefiedert ist und daß Gott in seiner unendlichen Güte auch für den Geier und die Katze gesorgt hat, indem er ihnen Schnabel und Krallen scharf machte.
Die Vögel! Ach die armen Vögel! stöhnte Franziskus.
Und gut haben es die Fische und Aale, Franziskus, wie du sagtest, in ihrem kristallenen Wasserpalast. Aber wie werden sie sich deiner Predigt erinnern, wenn sie mit der Angel im zerrissenen Gaumen am Strande schnappen, und wenn man ihnen lebendig die Schuppen abstreift oder sie nebeneinander mit den Köpfen auf den Stecken spießt. Ja, ja, Franziskus, die Güte Gottes, die unendliche, unergründliche Güte Gottes!
Auch die Fische, jammerte Franziskus und bohrte den Kopf tiefer in die nackte Erde seiner Klause.
Womit haben die unschuldigen Tiere den Schöpfer beleidigt, daß er sie so grausam büßen läßt? Die Qualen, die ich meinen Verdammten in der Hölle zufüge, sind nicht größer, ich habe sie ja dem abgelernt, was ich die Tiere auf Erden leiden sehe. Meine Höllenhunde jagen die Verdammten und schlagen ihnen den Zahn in die Weiche, wie es der Jagdhund macht mit dem unglücklichen Reh. Ich werfe die arme Seele zuckend in das siedende Öl, denn so habe ich's an Krebsen und Aalen gesehen. Und du hast es gewagt, der Kreatur von der Güte des Schöpfers zu predigen? Bist du nicht ein gedankenloser Wicht oder ein arger Lügner?
Weh mir, ich verdiene den Vorwurf, wimmerte der Heilige, der sich in Seelenpein wand, und er flehte in inbrünstigem Aufschwung zu Gott, seinen eigenen Erdenleib für die unglückselige Tierheit zum Opfer geben zu dürfen, daß er selbst alle ihre Not und Qualen trüge, seine stummen Geschwister aber von der gräßlichen Bestimmung, eins das andere mit seinem Fleisch zu füttern, befreit würden.
Du Tor, höhnte Satan, du hast es ja gesehen, nicht einmal dem Fuchs waren deine Knochen gut genug zum Abnagen, und jetzt möchtest du den Hunger des ganzen Tiergeschlechtes damit stillen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und die Gier des Menschen obendrein? Siehst du nicht, daß beides mit Willen so geordnet ist von allem Anfang an? Oder denkst du den Plan der Schöpfung rückgängig zu machen?
Kein Ausweg, stöhnte Franziskus.
Nun, lieber Bruder Franz, fuhr der Satan lauernd fort, — denn jetzt, dachte er, werde der Heilige ihm in die Falle gehen —, glaubst du noch immer an die Allgüte Gottes?
Ich Unwürdiger verstehe ihn nicht mehr, entgegnete Franziskus und schlug den Kopf verzweifelt gegen den Boden. In diesem Augenblick stieg ein rosiger Schein am Himmel auf, ein unsagbarer Duft wie von überirdischen Rosen kam herangeschwebt, und beides, Schein und Duft, drang in die nach Osten blickende Klause. Staunend hob Franziskus den Kopf vom Boden, der Urwurm aber bäumte sich hoch empor, denn himmlische Wohlgerüche sind ihm so zuwider wie seligen Geistern der Stank der Hölle, und er fuhr mit dem Kopfe voran durch das Felsgestein, das sich vor ihm spaltete.
Franziskus aber sah sich plötzlich in ein paradiesisches Gefilde entrückt. Dort standen wunderbare Bäume von einer ihm ganz unbekannten Art, denn er erkannte gleich, daß sie durch und durch beseelt waren. Sie wandten alle die Oberseite ihrer Blätter gegen das wonnige Licht, das von der Ferne hereinfiel und näherzukommen schien. Da waren auch Tiere von jeglicher Gattung beisammen, alle so schön und vollendet an Gestalt und Farbe, so anmutig in der Bewegung, wie er sie nie auf Erden gesehen hatte. Sie spielten und sprangen miteinander, jagten sich zum Scheine, zupften sich neckend am Fell, aber keines verletzte das andere. Sie strichen furchtlos neugierig um ihn her, und ein schlanker Leopard mit herrlich gefärbtem Fell drängte sich zutraulich gegen die Knie des heiligen Mannes, Franziskus fuhr mit der Hand über den runden Kopf und zog ihm schmeichelnd die Kiefer auseinander. Da sah er an Stelle des schrecklichen Raubtiergebisses kleine weiße Milchzähnchen, mit denen der Leopard kein Mit-

geschöpf beschädigen konnte. Und alsbald durchdrang ihn von innen her die Erkenntnis, daß in diesem Wundergarten kein Tier das andere aus Hunger zu töten brauchte und daß sie auch vom Menschen nichts Böses mehr zu befahren hatten. Unterdessen war der Glanz herangekommen und wurde so unerträglich, daß der Gast die Augen schließen mußte.

Mein Sohn Franziskus, sprach eine Stimme, die klar wie das Licht und voll wie Klang der Sphären war und nur dem Erlöser der Welt gehören konnte, glaubst du jetzt wieder an die Güte des Schöpfers?

Ich glaube, ich glaube, jubelte Franziskus, in die Knie gesunken. Ich habe ja nur so gräßlich geträumt. Mir schien es, daß alle deine Geschöpfe bestimmt wären, sich gegenseitig zu verzehren. Und nun sehe ich, daß sie in Frieden und Schönheit beisammen wohnen und daß du sie alle mit himmlischer Manna ernährst. Oh, der furchtbare, furchtbare Traum.

Du wirst auf die Erde zurückkehren und den furchtbaren Traum weiterträumen müssen, mein lieber Sohn.

Der Heilige erschrak ins tiefste Herz, aber er sagte:

So weiß ich jetzt, daß du in deinem unergründlichen Erbarmen auch den vernunftlosen Geschöpfen ein Paradies bereithältst zur Vergütung ihrer Erdenqual.

Dies ist kein Paradies der Abgeschiedenen. Was du siehst, mein Sohn, ist ein neuer Weltentag, der hier schon angebrochen ist, aber drunten auf Erden noch in Äonenferne liegt.

Da brannte die Freude des heiliges Mannes zu Asche.

Was hilft es den Gemarterten da unten, wenn spätere Geschlechter in Äonenferne glücklicher sind als sie?

Siehe, es werden dieselbigen sein, sprach Christus lächelnd. Dies ist der Tag, von dem mein Apostel schrieb, daß auch die geängstete Kreatur teilhaben wird an der Herrlichkeit der Kinder Gottes.

Dabei berührte der Erlöser seine Stirn, und es ward in ihm eine unerhörte Helle. Der Schöpfungsgedanke lag auf den Blitz

einer Sekunde vor ihm offen, Ring um Ring, und er sah die irdische Zeit in stürmendem Schwung auf den neuen Weltentag, der ihn stille umgab, zuschießen. Dann schloß er aus Demut die Augen seines Geistes, um nichts weiter zu sehen und nur noch zu glauben.

Und ich Verworfener habe an deiner Güte gezweifelt.

Du warst mir niemals näher, sprach der Herr, als da du aus Liebe zu aller Kreatur an mir zweifeltest. Habe nicht auch ich gezweifelt, als ich am Kreuze hing und der Vater schwieg? Siehe, drunten in seiner Klause schläft Bruder Leo friedevoll und kindlich fromm. Er hat nie gezweifelt, und der Jammer der Erde erschüttert sein Vertrauen nicht. Dafür wird er, wenn seine Zeit erfüllt ist, mein Angesicht schauen. Dich aber nehme ich in mein Herz, daß du seine Schmerzen fühlest und ganz eins seiest mit mir.

Er schlug sein Gewand zurück und öffnete sein Herz, wie man die Flügel eines Altarschreins öffnet. Und alsbald befand sich Franziskus innen in dem glühenden Christusherzen, in dem die millionenfachen Schmerzen alles Erschaffenen brannten wie in einer einzigen Wunde, und das gleichwohl von dem unwandelbaren Frieden der Gottheit durchströmt war. Im gleichen Augenblick durchfuhr den Busen des Franziskus ein furchtbarer Lanzenstoß, der jede Fiber seines Fleisches zerriß und ihm doch das Süßeste däuchte, was seinem irdischen Leibe jemals widerfahren. Und er lag wieder auf dem Boden seiner Klause, in die das rosige Frühlicht fiel. Seine Kutte füllte sich mit warmem, rinnendem Blut, und an seinen Händen und Füßen brannten in seligem Schmerz die Wundenmale des Herrn. Er verbarg sie in schamhafter Demut vor den Blicken des Bruders Leo, und ließ sich, da er sein Ende nahe fühlte, von seinen Jüngern zu Tale tragen. Dann sandte er seine gerettete Taube aus und ließ sie noch einmal alles Getier zusammenrufen. Und er erzählte ihnen von dem Gesicht, das er geschaut hatte, und von der Verheißung des Herrn, daß auch für die Kreatur der Tag der Erlösung komme.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Gnadeninsel

Einem reichen Herrn aus dem Geschlechte der Salimbeni, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts im Sienesischen lebte, war sein edles Weib gestorben und hatte seine Lebensfreude mit sich ins Grab genommen. Gleichwohl sah er sich nach Ablauf der Trauerzeit um eine zweite Gattin um, denn seine Waislein bedurften der Pflege und sein Haus einer tatkräftigen Herrin. Durch den Rat unkluger Freunde ließ er sich bewegen, eine schöne und stolze Wittib heimzuführen, die eine abenteuerreiche Vergangenheit hinter Reichtum und hohem Gebaren verbarg. Frau Orsa war Römerin, von dem prachtvollen und wilden Schlag, der bei großer Körperschönheit noch Züge von der Wesensart der räuberischen Stammväter bewahrt. Sie war in frühester Jugend mit einem provenzalischen Kriegsknecht namens Théraudac aus dem Heerbann des Valois nach Neapel entlaufen, hatte auf langen Kriegszügen und im Zeltlager an sich gerafft, was als Beuteteil oder durch die Gunst großer Herren zu erschnappen war, und sich zuletzt nach dem Tode ihres streitbaren Begleiters mit ihren Reichtümern in Siena niedergelassen, wo sie sich seinen Namen nebst einem Grafentitel zulegte. Daß die Grafschaft Théraudac, aus der sie ihre Gelder zu beziehen vorgab, im Monde lag, blieb den wackeren Sienesen verborgen. Sie nahm auch gleich im Hause des Ritters die Zügel in feste Hand. Allein der Gatte sollte des erhofften Segens nicht froh werden. Eine Unruhe lag der Orsa im Blute, die sie trieb, alle vorgefundenen Einrichtungen auf den Kopf zu stellen. Zuerst mußte der schöne, von Künstlerhand entworfene ländliche Sitz, wo die Familie den größten Teil

des Jahres verbrachte, in prunkender aber unbequemer Weise umgebaut werden. Dann ließ sie die herrlichen Baumgruppen, in deren Schatten ihre Vorgängerin gerne gesessen hatte, niederhauen, wie sie überhaupt die Erinnerung an die erste Gattin in Haus und Herzen des Gatten völlig auszutilgen suchte. Dieser sah bald ein, daß er solcher Herrschsucht nicht gewachsen war, und nur um nicht kämpfen zu müssen, zog er sich fast ganz auf seine Liebhaberei, die Gartenkunst, zurück. Er legte Beete an, die er selbst bewässerte, zog Edelobst an Spalieren und ließ die Leitung von Haus und Familie der Orsa.

In den Kindern, die er mit dieser erzeugte, überwuchs die mütterliche Art den edleren, väterlichen Stamm, und sie begannen bald die verfeinerten Sprossen der ersten Ehe zurückzudrängen. Der schwache Vater wagte nicht, seine Erstgeborenen, die ihm doch die teuersten waren, gegen das rauhe Geschlecht der Orsa in Schutz zu nehmen. Allein diese fühlte den heimlichen Vorzug, den die Stiefkinder in seinem Herzen genossen, durch, und faßte gegen die zwei einen nagenden Unmut. Vom Übelwollen der Orsa aber war nur ein Schritt zur Verfolgung. Aeneas, der älteste, ein bildschöner, feuriger Knabe, in dem sie das Ebenbild seiner Mutter haßte und ihn, wo sie nur konnte, durch erfundene Bezichtigungen herabzusetzen suchte, hielt dieses entwürdigende Leben nicht aus. Er entwich heimlich ins Neapolitanische, um dem berühmten Feldhauptmann Muzio Attendolo, genannt Sforza, der der Stammvater des gleichnamigen Fürstengeschlechts werden sollte, seine Dienste anzubieten. Er fand ihn im Golf von Gaeta, wo der Sforza in einem auf das Meer hinausgebauten Kastell sein Hauptquartier errichtet hatte. Der Feldherr betrachtete den Knaben, der durch die Wache vor ihn gebracht wurde, kurz und scharf, dann sagte er, um ihn zu prüfen: Spring aus dem Fenster hier! — denn Aeneas war zart und schlank von Wuchs und glich im Äußeren mehr einem Mägdlein als einem angehenden Kriegsmann. Aber noch hatte der Sforza nicht ausgesprochen,

so lag der Knabe schon unten in der Flut und kämpfte um sein Leben, bis einer von der Wachmannschaft auf den Wink des Gebieters ihm nachsprang und ihn herauszog. Der Feldherr lobte seinen Mut und Gehorsam, reichte ihm eigenhändig einen Schluck Wein zur Kräftigung und sagte:
Du bist noch zu schwach zum Waffenführen, aber du sollst mich persönlich in die Schlacht begleiten, um mir Wein und Wasser nachzutragen, denn ich bin von hitzigem und durstigem Geblüt und bedarf im Getümmel öfter der Labung.
So zog nun der Knabe Aeneas mit dem großen Feldhauptmann im Königreich Neapel umher und diente ihm während der Kriegswirren treulich im Feldlager und auf dem Schlachtfeld. Allein den Lohn, den jener ihm inskünftige zugedacht hatte, strich das Schicksal. Zur Winterszeit wurde der Sforza der belagerten Stadt Aquila in den Abruzzen zu Hilfe gesandt und wollte seine Truppen über den Sangrofluß führen, um den Feind bei Pescara anzugreifen. Da träumte ihm in der Nacht, er befinde sich mitten in einem See in Lebensgefahr und rufe den heiligen Christophorus, den Schutzpatron gegen Wassersnot, den er von weitem erblickte, um Hilfe an, der Heilige aber wende ihm den Rücken. Die böse Vorbedeutung schreckte seine ganze Umgebung, er gab jedoch ihren Bitten, an diesem Tage im Lager zu bleiben, kein Gehör. Als er am Morgen den Sangro bei seiner Mündung erreichte, die eine weite, seeartige Ausbuchtung bildete, erhob sich ein starker Wind und trieb die Wellen des Meeres mit Gewalt stromaufwärts, daß der Fluß mächtig anschwoll. Die Truppen standen betreten; um sie anzufeuern, ritt der Sforza voran, aber niemand folgte ihm als der Knabe Aeneas, der seinen Helm trug. In der Mitte des Stromes verlor dieser den Grund, der Sforza, der stark wie ein Löwe war, wollte ihn an den Haaren emporreißen, da glitt sein Pferd gleichfalls auf dem schlammigen Boden aus, und er versank. Noch zweimal tauchten seine Eisenhandschuhe über dem Wasser auf, aber die schwere Rüstung hinderte ihn am

Schwimmen, so verschwanden beide, der Held und sein tapferer Page, in dem Gestrudel und wurden niemals wiedergesehen.
Als die Kunde von dem Ausgang des kühnen Aeneas seine Angehörigen erreichte, da wurde der Vater binnen weniger Wochen zum alten Mann. Der stumme Gram um seinen Liebling, den er nicht verheimlichen konnte, erbitterte die Orsa tief, und nun warf sich ihre Eifersucht auf die heranblühende schöne Stieftochter Blanda, der jetzt die Anwartschaft auf die großen, von mütterlicher Seite stammenden Güter zufiel. Sie war schon seit dem Tage ihrer Geburt einem Sohn aus befreundeter Familie zugedacht, und die Väter waren einig, daß die Hochzeit stattfinden sollte, sobald die Kinder das nötige Alter erreicht hätten. Grund genug für die Orsa, ein Band zu sprengen, das nicht durch sie selbst geknüpft war. Sie ruhte nicht, bis sie zwischen den beiden Familien Feindschaft gesät hatte, worüber die Verlobung in die Brüche ging. Danach beredete sie den schwachen Mann, seine Tochter erster Ehe dem Kloster zu bestimmen. Nach diesem Siege aber traf sie das himmlische Strafgericht, denn ganz schnell nacheinander verlor sie zwei blühende Knaben, auf denen ihre stolzeste Hoffnung gestanden, und eine bildschöne, ihr von außen und innen ähnliche Tochter an ein und derselben seuchenartigen Krankheit. Es blieb ihr aus ihrer Ehe mit dem Salimbeni nur der Erstgeborene, Silvio, an dem sie bis jetzt wenig Freude gehabt hatte. Denn dieser Knabe war von stiller, sanfter Gemütsart und wegen eines kleinen Sprachfehlers, um den er vielen Spott der jüngeren Geschwister hatte dulden müssen, ein wenig verschüchtert. Er redete nur das Notwendigste und saß den halben Tag über Büchern, ging auch gerne dem Vater beim Gartenbau zur Hand, indem er ihm Obstbäume beschneiden und veredeln und Blumen aus fremden Samen ziehen half; vor allem waren beide als liebevolle Züchter köstlicher Rosenarten bekannt. Seit Blandas Wegzug war der Jüngling in eine stille Schwermut verfallen, denn die nur wenig ältere Halbschwester, die ihn, solange er klein und

schwächlich war, beschützt und gepflegt hatte, war ihm das Teuerste, was er besaß. In diese Trauer seiner Seele fuhr jetzt mit einem Male wie ein Sturmwind seine Mutter herein, um ihm gewaltsam Lebenslust einzublasen. Da sie keinen lassen konnte, wie ihn Gott erschaffen hatte, vielmehr einen jeden, der in ihre Nähe kam, nach eigener herrischer Laune umzumodeln suchte, so sollte jetzt mit einem Male der stille Silvio ein Musterbild ritterlicher Künste werden, wie es die verstorbenen jüngeren Brüder gewesen. Aber Silvio ging dem Klang der Waffen weit aus dem Wege, und das Weidwerk, dem jene mit Leidenschaft obgelegen, verabscheute er als blutiges Mordgeschäft. Da faßte sie einen Haß gegen den einen, Entarteten, der ihr noch geblieben war, und bäumte sich innerlich dagegen auf, in dem Schwächling und Bücherwurm den künftigen Herrn der großen Salimbenischen Güter zu sehen. Und ihr erfinderischer Geist setzte ihr ein neues Ziel der Ränke, ohne die sie nicht leben konnte.

Sie besaß aus der Gemeinschaft mit ihrem provenzalischen Freibeuter einen Sohn, der unter dem Namen Johann von Théraudac das väterliche Handwerk fortsetzte und mit angeworbenen Söldnerhaufen bald bei dieser, bald bei jener Partei Kriegsdienste tat. Zwar hatte sie ihn seit seinen Kinderjahren nicht gesehen, aber sie war stolz auf ihn, denn er galt etwas in seinem Beruf und war besonders wegen der Plötzlichkeit und Unwiderstehlichkeit seiner Überfälle gefürchtet, woher er den Zunamen „Kapitän Wetterschlag" führte. Da nun gerade in den kriegerischen Wirren eine kleine Pause eingetreten und der Théraudac somit ohne Soldgeber war, rief sie diesen Sprößling zu sich und zwang ihren schwachen Gatten ihn aufzunehmen, damit im Hause wieder junges Leben einziehe. Zuvor aber holte sie gewalttätig die junge Novize aus dem Kloster zurück unter dem Vorgeben, daß sie ihr Inneres noch im Weltleben prüfen müsse, bevor sie den schweren Schritt fürs ganze Leben tue. Ihre Absicht war aber, die schöne Stieftochter mit dem Théraudac zu vermählen, um ihm so auf

die bequemste Weise das große Vermögen zu sichern. Und damit sie auch seinen Augen wohlgefalle, nötigte sie der Widerstrebenden Schmuck und kostbare weltliche Gewänder auf, aus denen ihre ernste Schönheit fremdartig und ergreifend leuchtete.

Als der Kapitän Wetterschlag in phantastischem, kriegerischem Aufputz, von Knechten umgeben und von Hunden umbellt, das Haus betrat, erschrak seine Mutter zuerst wie vor einem Gespenst ihrer eigenen Vergangenheit, denn es sah aus, als ob der provenzalische Kriegsknecht, der ihm das Leben gegeben, leibhaftig zurückgekehrt wäre. Sein Sprechen war rauh und bäurisch, und sein Lachen ein Gebrüll, von dem das Haus bebte. Und Sitten brachte er mit, die einst auch die ihren gewesen, deren sie sich aber nun im langen Umgang mit Edelgeborenen entwöhnt hatte. Allmählich jedoch wachte der Zauber jener wilden Erinnerungen wieder auf, ihr Auge begann sich an seiner kriegerischen Erscheinung zu weiden, sein Lärmen, Trinken, Fluchen, worin er mit seinen Knechten wetteiferte, weckte ihr feurige Bilder ihrer eigenen Jugend, und sie hörte mit wallenden Pulsen zu, wenn er von nächtlichen Überfällen, Beutezügen, Brand und Gemetzel erzählte. Das gehörte zum Leben des Kriegsmanns, niemand durfte ihn darum schelten, aber seine Stiefgeschwister saßen stumm, mit niedergeschlagenen Augen bei seinen Reden, und der alte Ritter wich ihm, wo er konnte, mit schweigender Höflichkeit aus.

Bei aller Rauheit war der Théraudac nicht auf den Kopf gefallen, und er verstand fast ohne Worte, welcher Beuteteil ihm zugedacht war. Die schöne Blanda gefiel seinen Augen wohl, nicht minder gefielen ihm ihre großen, im Lande verstreuten Besitzungen. Also bestrebte er sich auf die Weise, die ihm die natürliche schien, Blandas Herz zu gewinnen. Er strich beständig um sie her und verfolgte sie mit begehrlichen Blicken und Reden, vor denen sie schauderte. Noch hatte die Stiefmutter ihr nichts von ihren Absichten mitgeteilt, weil der alte Herr mit seinem Jawort zögerte, aber ihr feines Ahnungsvermögen witterte die Gefahr. Darum

lag sie dem Vater inständig an, sie ihrem klösterlichen Beruf zurückzugeben. So von zwei Seiten bestürmt, wußte der alte Herr nicht, wohin sich wenden, und entwich vor der Entscheidung in seinen Obstgarten. Silvio ging ihm bei der Arbeit zur Hand, und als sie eben liebevoll geschäftig einem wilden Pfirsichbäumchen ein Edelreis aufpfropften, öffnete der Schweigsame plötzlich den Mund und fragte:

Vater, geschieht es auch umgekehrt, daß man Wildreiser auf Edelstämme pfropft?

Verwundert über solche Einfalt sagte der alte Herr:

Das könnte nur einem ausgesuchten Narren einfallen.

Darauf erwiderte der Sohn mit Beben:

Wenn man solches nicht einmal den Bäumen antut, weshalb dann einen rohen Wilden in ein edles Geschlecht einpflanzen?

Jetzt verstand der Vater den Sinn der mühsam vorgebrachten Rede und schwieg erschüttert und beschämt. Aber noch am selben Tag teilte er seiner Gattin den unwandelbaren Entschluß mit, die Novize nach ihrem Wunsche unverweilt ins Kloster zurückzusenden.

Nun war für Orsa keine Zeit mehr zu verlieren, denn wenn der alte Herr sich wirklich zu einem Entschluß aufraffte, so blieb er bei seinem Kopf. Sie heuchelte Zustimmung und heckte mit Théraudac ein teuflisches Bubenstück aus. Sie wußte das Gesinde geschickt aus dem Stockwerk, wo Blanda schlief, zu entfernen, und schwärzte auf die Nacht den Théraudac in ihrer Kammer ein, wo er sich unter das Bett verkriechen sollte. Dann führte sie unter falschen Liebkosungen die Stieftochter selber bis an das Schlafgemach und schloß die Tür hinter ihr ab. So glaubte sie ihm die Jungfrau rettungslos in die Hände gegeben zu haben. Am Morgen wollte sie in der Kammer erscheinen, die beiden beisammen finden und der Sache den Anschein geben, als ob ihre Stieftochter selber den jungen Mann hereingelassen hätte. Dann, sagte sie sich, würde diese am Ende froh sein, durch eine sofortige Heirat ihre Ehre wiederherstellen zu können.

Gleich beim Eintritt legte sich eine Beklemmung auf das Mädchen, die unheilige Gegenwart teilte sich ihr unbewußt durch einen Schauder mit. Es war Sommer und das Fenster gegen die Stechmücken fest geschlossen. Sie löschte das Licht und öffnete beide Fensterflügel weit, denn sie schrieb der eingesperrten Luft ihre Bangigkeit zu. Aber vergeblich, die Angst wuchs mit jedem Augenblick, das Gefühl, daß ein Unglück nahe sei und ihr mit jedem Pulsschlag näher komme, legte sich wie mit Krallen um ihr Herz. Nahe dem Bett stand ihr Betpult, ein Strauß herrlicher Rosen, den Silvio ihr hereingestellt hatte, duftete darauf. Sie kniete auf dem Schemel nieder, ein zitterndes Gebet um Schutz vor allen finstern Mächten rang sich zu der heiligen Jungfrau empor. Da drang durch den Rosenduft, der das Zimmer erfüllte, ganz leise ein scharfer, beizender Geruch an ihre empfindlichen Sinne. Sie erkannte den Stallgeruch, der von Théraudacs Person unzertrennlich war und ihr körperliche Übelkeit zu erregen pflegte. Ihr stummes Gebet stockte, und ihr ganzes Wesen verwandelte sich in angestrengtes Lauschen. Jetzt vernahm sie unter dem Bett hervor die verhaltenen Atemzüge des in gepreßter Enge Liegenden. Und wie durch einen Blitzstrahl sah sie taghell ihre furchtbare Lage. Nur für die Länge eines Herzschlags ging ihr alles Denken in einem Wirbel des Entsetzens unter; dann hatte ihr schon die Heilige, in deren Obhut sie stand, Besinnung und Schnelligkeit des Entschlusses eingeflößt. Sie erhob sich von den Knien, ging ein paarmal in der Kammer hin und her, wie um Schmuck und Gewänder abzulegen, wobei sie eine ihr gewohnte schwermütige Weise vor sich hinsummte, damit das laute Pochen ihres Herzens sie nicht verrate. Darüber war sie wie absichtslos dem offenen Fenster nahe gekommen, leicht und leise schwang sie sich auf das Gesimse, befahl ihre Seele Gott und sprang hinab. Ihr Zimmer lag zwei Stockwerke hoch über dem Garten, sie glaubte unten zu zerschellen, aber ein Engel Gottes spreitete seine Flügel unter ihr, daß sie heil und sicher auf beiden Füßen den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Boden erreichte. Sie hielt sich nicht mit Staunen über das Wunder auf, sondern lief ohne umzusehen über den Rasenplatz nach dem anderen Flügel des Schlosses, wo Silvio in einem Gartenzimmer zu ebener Erde noch über den Büchern saß. Sein Licht glänzte ihr schon von weitem entgegen. Atemlos erreichte sie seine Tür und fiel ihm mit den Worten: Fliehen! Fliehen! halb ohnmächtig in die Arme. Aus ihrem verworrenen Gestammel erriet er mehr, als er es erfuhr, das Vorgefallene, worin er gleich die Hand seiner Mutter erkannte, und er sah klar, daß es für Blanda im Hause keine Sicherheit mehr gab.

Fliehen! Fliehen! sagte auch er, ohne sich zur Überlegung Zeit zu gönnen. Er rief einen jungen Gärtner mit Namen Pancraz, der sein Milchbruder war, einen treuen und gewandten Burschen, auf dessen Ergebenheit er sich verlassen konnte.

Willst du mit uns kommen, Pancraz? fragte er.

Wohin Ihr geht, Herr, dahin gehe ich, war die Antwort.

So sattle alsbald ganz geheim und leise zwei sichere Pferde, führe sie ungesehen auf die Landstraße hinaus und erwarte uns dort.

Herr, nehmet an, es sei schon geschehen, und machet Euch mit dem Fräulein fertig.

Der Zufall oder eine höhere Hand kam ihm zu Hilfe. Im Stalle, der sich abseits vom Schloß in einem Gehöfte befand, lagen die Roßknechte schwer bezecht im Schlaf und schnarchten um die Wette. Keines der Pferde wieherte bei seinem Eintreten. Pancraz zog zwei der schnellsten Tiere hervor und legte ihnen die Sättel auf. Bevor er sie hinausführte, riß er aber noch jedem der zurückbleibenden Pferde je ein Hufeisen ab und warf es in die Düngergrube, um die Verfolgung aufzuhalten. Silvio hatte unterdessen, was er an Geld und Kostbarkeiten besaß, zusammengerafft, in Eile eine Waffe umgeschnallt, und führte dann seine Schwester, die an allen Gliedern zitterte und bei jedem Schritt ihrem Verfolger in die Hände zu laufen fürchtete, durch einen dunklen Torweg ins Freie, wo schon der treue Pancraz mit den Pferden

wartete. Er bestieg das eine Roß, nahm die Schwester vor sich auf den Sattel, der Diener stieg auf das andere, und mit sausender Schnelle ging es in das dunkle Land hinaus.

Im gleichen Augenblick, wo die Geschwister zu Pferde stiegen, kroch Théraudac aus seinem Versteck hervor. Er war durch Blandas Kriegslist vollkommen getäuscht worden. Zwar hatte er wohl das Sausen ihrer Kleider durch die Luft und einen weichen Fall im Grase vernommen, aber er war weit entfernt, einem zarten Mädchen solchen verzweifelten Sprung zuzutrauen. Da es im Zimmer mäuschenstille war, nahm er an, sie schlafe bereits, und begriff nur nicht, wie sie so geräuschlos habe ihr Lager aufsuchen können. Weil ihm aber vom Trunk und von der Erregung das Blut in den Ohren sauste, glaubte er ihre Bewegungen überhört zu haben. Er stand nun mitten im Zimmer, in das nur durch das seitlich liegende Fenster ein schwacher Sternenschein fiel, tastete das Bett ab und fand es leer. Dann tappte er mit ausgestreckten Händen durch den dunklen Raum, stolperte über den Betstuhl und erkannte, daß er allein im Zimmer war. Jetzt ging ihm die Bedeutung jenes Falles auf, und mitten in seinem halben Rausch kroch es ihm eiskalt ans Herz. Théraudac war ein verwilderter, aber kein bösartiger Mensch, und ohne den seelischen Zwang, den seine Mutter auf ihn ausübte, hätte er sich trotz seiner rohen Vergangenheit keines so bübischen Streiches unterfangen. Blanda in ihrer jungfräulichen Hoheit stand wie ein Heiligenbild vor ihm, das er aus eigenem Antrieb nicht zu besudeln gewagt hätte, wie sehr auch ihre Schönheit und unbesiegbare Zurückhaltnng seine wilden Sinne reizte. Jetzt mußte er sich mit Entsetzen als ihren Mörder fühlen. Seine Lippen stammelten ein irres Gebet, bevor er den Mut fand, an das weitoffene Fenster zu treten. Da hatte er einen Anblick, der ihn regungslos festbannte. Seine vom Weinrausch umnebelten Augen glaubten auf dem dunklen Boden eine liegende weibliche Gestalt zu erkennen, und je länger er hinuntersah, um so mehr nahm diese Gestalt die schlanken edlen Umrisse

Blandas an. Da sie sich nicht regte und keinen Laut von sich gab, zweifelte er nicht daran, daß sie sich zu Tode gefallen habe. In keiner seiner vielen Schlachten hatte er jemals gespürt, was Todesangst sei, vor keinem Erschlagenen, der zu seinen Füßen starb, hatte er je so etwas wie Reue empfunden, jetzt schlugen beide ihm ihre Krallen ins Herz. Er erwog es gleichfalls hinabzuspringen, ob noch Hilfe möglich sei, aber beim Gedanken, daß er im Aufsprung auf den entseelten Leib treten mußte, lähmte ihn der Schauder. So stand er ohne Laut und ohne Bewegung die langen Stunden der Nacht, den Blick auf sein vermeintliches Opfer geheftet, und eine Starre, die ihm die Glieder wie mit kaltem Eisen ausgoß, hinderte ihn, sich nur einen Schritt vom Fenster zu entfernen. Erst als der Sternenschein verblaßte und ein fahler Morgen heraufgraute, entdeckte er, daß gar kein Körper da unten lag, daß ihn nur ein wuchernder Rasenfleck auf dem kiesigen Boden genarrt hatte, und daß das Vögelein entflogen war. Aber statt daß er sich gefreut hätte, nun doch kein Jungfrauenmörder zu sein, schämte er sich seiner ausgestandenen Angst und geriet in die helle Wut beim Gedanken an die Vorwürfe und den Hohn seiner Mutter. Um nicht von ihr in dieser lächerlichen Lage gefunden zu werden, entschloß er sich, gleichfalls den Rückzug durchs Fenster anzutreten. Er stieg vorsichtig über das Gesimse und wollte sich als geschickter Kletterer über Mauerleiste und Fensterbekrönung bis zum ersten Stockwerk hinunterlassen, um von dort aus abzuspringen. Aber er hatte sich in den Entfernungen verrechnet, mußte zu früh den Absprung wagen und kam übel zugerichtet auf dem Boden an, denn kein himmlischer Helfer fing den Stoß für ihn ab. Halb kriechend schleppte er sich noch ein paar Schritte von Blandas Fenster weg, um seine schändliche Absicht zu verschleiern, dann blieb er, von Schmerzen und Blutverlust erschöpft, ohnmächtig liegen.

Ohne Ziel waren die Geschwister mit dem treuen Pancraz in wilder Flucht davongesprengt. So oft sie in der Nacht Hufschlag

vernahmen, meinten sie, die Verfolger seien schon auf ihrer Spur und trieben die Tiere zu vermehrtem Lauf. Sie hatten nur den einen Drang, so schnell wie möglich die Küste zu erreichen und sich über das Meer zu retten, denn nirgends auf dem festen Land glaubten sie sich vor Orsas Ränken und den Gewalttaten des Théraudac sicher. Als der Morgen dämmerte, waren sie schon bis in die Maremmengegend gelangt und gönnten sich und den Rossen in einem kleinen Wirtshaus die erste Rast. Und nun begannen sie das Ziel ihrer Flucht zu überlegen. Blanda verlangte einzig nach dem Klosterfrieden, den sie nur weit entfernt vom Machtbereich der Stiefmutter finden konnte. Auch Silvio gelüstete es nicht nach Glück und Ehren in einer Welt, wo er Lüge und Gewalt herrschen sah, und er wünschte gleichfalls Gott zu dienen. Aber er grämte sich, daß er darum von seiner Schwester scheiden sollte. Um ihretwillen hatte er nie ein Weib angeblickt, weil ihm schien, daß ihr an Güte und Schönheit doch keine gleichkomme. Und als er sie vor sich auf dem Sattel hielt, war ihm zumute, als ob er mit den Armen einen himmlischen Gnadenschatz umfinge.

Wenn wir doch eines Geschlechtes wären, sagte er, daß wir im gleichen Kloster unserer Berufung folgen könnten und uns nicht zu trennen brauchten. Ich will, wenn ich dich an heiliger Stätte untergebracht habe, eine Hütte in der Nähe deines Klosters bauen, und wenn ich dann nur täglich die Pförtnerin nach deinem Ergehen fragen kann, so will ich von diesem Erdenleben nichts weiter verlangen, bis wir droben für immer vereinigt sind.

Vielleicht kann ich Euch einen Rat geben, Herr, sagte der treue Pancraz. Als ich vor einigen Jahren mit meinem Vater im Auftrag des Eurigen in das Genuesische reiste, um dort ein Geschäft für ihn zu besorgen, nächtigten wir unterwegs in einem kleinen Fischerdorf mit Namen Lerici bei einem Verwandten, der das Fischerhandwerk betreibt. Dieser nahm mich, um meinen Fürwitz zu befriedigen, in seinem Segelboot auf einen Fischzug mit

und zeigte mir im Vorüberfahren die kleinen herrlichen Inseln, die dort in einem Wasser, das blauer ist als der blaueste Edelstein, nahe beisammenliegen. Eine davon ragt hoch und steilrecht aus der Flut, sie heißt der Tino. An ihrer windgeschützten Seite hinter schönen Ölbäumen liegt ein Minoritenkloster. Die frommen Brüder, die dort wohnen, sind völlig abgeschieden von der Welt, allein mit Gott in den blauen Gewässern. Nur einmal im Monat, und nur, wenn das Wetter gut ist, rudert ein Kahn zu ihnen hinüber, um Nahrungsmittel und Kunde vom Festland auf den Tino zu bringen. Dieser Insel gegenüber, nur durch einen schmalen Wasserarm getrennt, und vom Lande her nicht sichtbar, liegt eine kleinere, winzige, die eigentlich nichts ist als eine über das Meer erhöhte grüne Wiese. Sie sieht aus, als wäre sie die Tochter der größeren, und heißt daher auch der Tinetto. Dort haben sich heilige Frauen niedergelassen, die nach der gleichen Ordensregel leben und mit dem Tino frommen Verkehr pflegen. Ich sah selber, wie gerade ein Kahn hinüberruderte, darin saß der Pater Guardian vom Tino, der ihr Beichtvater ist. Wenn Ihr das Fräulein zu den frommen Frauen auf den Tinetto bringt und tretet selber auf dem Tino als Ordensbruder ein, so bleibt Ihr einander so nahe, daß Ihr niemand nach ihrem Ergehen zu fragen braucht: Ihr könnt es täglich selber an der Farbe ihrer Wangen erkennen. Ich aber will den Pater Guardian bitten, daß er mich als Laienbruder aufnehme, ich will ihm die Ölbäume beschneiden, das Öl keltern, das Wasser tragen, damit er mich in Eurer Nähe bleiben läßt. Dann wird es sein, als hätten wir drei die Heimat mitgenommen.

Die Herzen der Geschwister richteten sich bei diesen Worten aus Angst und Trübsal auf und flogen nach den schönen Inseln inmitten der blauen Wasser voraus, wo sie hofften im Schutz des Meeres ein neues, friedevolleres Dasein zu beginnen. Sie stiegen wieder zu Pferde und ritten, von Pancraz geführt, über das Gebirge nach Lerici. Dort fand sich's, daß gerade ein Boot mit

Nahrungsmitteln nach den Inseln fällig war, die Flüchtigen stiegen mit ein und erlangten durch unsichtbare Mittlerschaft die Aufnahme, die sie erhofft hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Théraudac aus seiner Ohnmacht zu sich kam und das Verschwinden der beiden Geschwister erfuhr, da tobte und fluchte er und verschwor sich, Blanda zurückzuholen, wenn sie sich auch im Schoß der Mutter Gottes verberge. Er hetzte seine Leute nach allen Seiten auf die Streife, aber sie kamen unverrichteter Sache zurück. Der Vorsprung der Flüchtlinge war viel zu groß, auch konnte der nächtliche Hufschlag keinen Anhalt über ihre Richtung geben, denn die unruhigen Zeitläufte brachten es mit sich, daß das Pferdegetrappel auf der Landstraße auch bei Nacht nicht einschlief. Weder in Blandas Kloster, noch bei ihren mütterlichen Verwandten, zu denen sie sich hätte flüchten können, wußte man das Geringste von ihrem Verbleib. Théraudac war mit seinen schweren inneren Verletzungen kaum vom Wundarzt im Bette zu halten. Die äußeren Wunden, die vom gewaltsamen Anstreifen an ein vorstehendes Fenstereisen herrührten, wollte er im Kampf mit dem Entführer der Schwester empfangen haben, wie es ihm die Orsa einblies, und seine Leute wußten sich vor Staunen nicht zu lassen, daß der schüchterne, vor Waffen schaudernde Silvio den furchtbaren Kapitän Wetterschlag so zugerichtet hatte. Das ganze Haus war voll von Schreck und Zorn und Trauer. Als der alte Ritter die Flucht seiner beiden Kinder erfuhr, deren wahren Grund er nicht ahnen konnte, wurde er so erschüttert, daß ihm ein Schlagfluß die Zunge lähmte. Er lebte noch einige Monate als ein zitternder, stammelnder Greis, bis ihn ein zweiter Schlaganfall erlöste. Während seines Siechtums fiel es Orsas Schlangenzunge nicht schwer, ihm ein sündhaftes Einverständnis der Geschwister vorzuspiegeln, und daß der Bruder die Schwester entführt habe, um sie vor dem Kloster zu bewahren. Der Kranke zweifelte um so weniger an ihrer Glaubwürdigkeit, als sie ja ihr

eigenes Fleisch und Blut mitbeschuldigte. Er ließ sich noch ein Testament abringen, worin er seine beiden letzten Kinder verstieß und enterbte und seinen Nachlaß zwischen Gemahlin und Stiefsohn teilte. Das Erbe brachte jedoch den beiden wenig Glück, denn die Verwandten der ersten Frau fochten das Testament an, Prozesse entstanden, die sich über Jahre hinzogen und einen großen Teil des Vermögens verschlangen. Théraudac wäre am liebsten zu seinem früheren Beruf zurückgekehrt, allein er trug seit jenem Fall einen dauernden Leibschaden an sich, der ihm Reiten und Fechten beschwerlich machte. So ergab er sich vollends ganz dem Trunk und Spiel und wurde bei der sitzenden Lebensweise schwerleibig, wie es seine Mutter als richtige Römerin schon zuvor geworden war. Mit dieser lebte er in beständigem Unfrieden, denn sie konnte auch ihrem Liebling gegenüber nicht von ihren Ränken und Künsten lassen; er aber haßte und verlachte die krummen Wege, gewohnt, wie er war, die geraden der Gewalt zu gehen. So kam es zum Bruch, und die Orsa entschied sich für einen anderen Aufenthalt. Aber die Reise wurde ihr zum Verhängnis. Als sie mit ihrem Gesinde auf der Landstraße hinritt, begegnete ihnen eine Prozession. Beim Anblick der Fahnen und Kreuze scheute Orsas Pferd, sie fiel schwer wie ein Sack aus dem Sattel und blieb auf der Stelle tot.

In der Nacht, die auf ihre Beisetzung folgte, hatte Théraudac ein schreckliches Gesicht. Er erwachte an einem plötzlichen Feuerschein, der seine Kammer erfüllte, vor dem Bett stand seine Mutter in blutrotem Kleid, aus dem die Flammen züngelten und jammerte: Hilfe, Hilfe, ich brenne. Im Schrecken griff er nach dem Weihwasser, das im Zimmer stand, und schüttete es über die Gestalt, da zersprang diese mit einem erderschütternden Knall, das Feuer verbreitete sich über das ganze Haus, und er selbst fiel bewußtlos zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es waren wohl zehn Jahre seitdem vergangen, da pochte eines Maienabends ein todmüder Wanderer an die Pforte des Franzis-

kanerklosters von Massa. Es hätte scharfer Augen bedurft, um in dem zerlumpten, frühgealterten Mann, der ein Bein mühsam nachzog, den übermütigen Kapitän Wetterschlag wiederzuerkennen. Seit der Schreckensnacht, wo die Höllenflammen vor ihm aufschlugen und das Haus der Frevel vertilgten — das Gesinde sprach von einem zündenden Blitzschlag, aber er wußte es besser —, war er in sich gegangen und dachte mit Schauder an den Zustand, in dem sich die Seele seiner Mutter befand und dem auch die seinige unrettbar entgegenging. Das erwachte Gewissen zeigte ihm sein ganzes Leben im wahren Licht und folterte ihn mit Angstgedanken. Des Nachts im Traume mußte er alle Missetaten, die er von früher Jugend an begangen hatte, noch einmal begehen, aber mit verändertem Gemüte, denn was er vordem für einen guten Spaß gehalten, Gewalt und Mord und Plünderung, das erkannte er jetzt als abscheulich, war aber im Banne des Traumes gezwungen, es trotzdem zu tun. Er baute eine Kapelle über dem Grabe seiner Mutter und stiftete ihr eine ewige Seelenmesse, bestimmte auch, daß jeder Wanderer, der an dieser Kapelle bete, einen Zehrpfennig erhalten sollte. Aber immer wieder erschien ihm von Zeit zu Zeit die Orsa im Flammengewand und wimmerte: Ich brenne! Und immer mußte er im Traum seine ruchlose Vergangenheit aufs neue durchleben. Da begriff er, daß er sich mit solchem Bettel von Stiftungen und Almosen nicht aus der Verdammnis loskaufen konnte. In seiner Seelenangst schenkte er sein ganzes mütterliches Erbgut der Kirche, das Salimbenische Vermögen, das er durch einen Frevel besaß, gab er in die Hände eines treuen Verwalters, der es für die rechtmäßigen Erben verwahren oder falls diese nach Ablauf einer bestimmten Frist nicht gefunden würden, zur Gründung von Spitälern verwenden sollte. Aus seiner eigenen, im Krieg erworbenen Habe stiftete er Altäre für alle himmlischen Fürbitter. Dann entließ er das Gesinde bis auf zwei zuverlässige Knechte, mit diesen stieg er zu Pferd, nachdem er den ganzen Rest seines Geldes zu

sich gesteckt hatte, um die Geschwister zu suchen und ihre Verzeihung zu erlangen. Aber in einer einsamen Gebirgsgegend des Monte Amiata überfielen ihn Räuber, erschlugen seine Knechte, nahmen dem Théraudac, der sich mit der alten Tapferkeit wehrte, Pferd und Gold und Mantel, ja sie rissen ihm noch die Stiefel, in die er gleichfalls Goldrollen versteckt hatte, von den Füßen und ließen den Schwerverwundeten für tot auf der Straße liegen.

Da erkannte dieser, daß all seine bisherige Buße von Gott verworfen war, weil er mit seinem hoffärtigen Aufzug noch immer auf falschem Wege gewesen. Er gelobte, falls er das Leben behalten sollte, seinen ganzen Menschen von Grund aus umzugestalten, niemals wieder eine Waffe zu brauchen, auch nicht zur Verteidigung, sondern alles Unrecht und alle Gewalt zu leiden, die ihm von Menschen widerfahren könnte, um durch Geduld und Demut die begangenen Missetaten zu sühnen. Zwei Mönche fanden ihn und schleppten ihn mit sich in ihr Kloster, wo man ihn gesund pflegte. Er ließ sein Haupt scheren, erbat sich ein Büßergewand und bettelte sich weiter, tat auch da oder dort Knechtsdienste, hielt es aber nirgends lange aus, denn die Bilder seiner Angst wollten noch immer nicht von ihm weichen, obwohl er längst durch Beichte und Kasteiung die Absolution der Kirche erlangt hatte. Von Unruhe gepeinigt, pilgerte er von einem Gnadenort zum anderen, aber keiner konnte ihm helfen, denn er hatte selber den Glauben an die Hilfe nicht, er glaubte einzig, daß das Geschwisterpaar ihm helfen könne, das er ins Elend getrieben hatte und von dessen Unschuld er ebenso überzeugt war wie von der hundertfältigen Schuld seines eigenen Lebens. — —

Die Mönche im Kloster zu Massa empfingen ihn gastlich und ließen ihn, da es die Stunde der Abendmahlzeit war, bei den Laienbrüdern Platz nehmen. Ein anderer Pilger, der über die See aus Frankreich gekommen, saß mit bei Tische. Dieser, ein gesprächiger Mann, erzählte von einem Wunder, das er auf der Fahrt gesehen hatte. Nahe der Küste, in einem tiefblauen Golf,

der Golf von Luni genannt, liege eine kleine Insel, ein hoher, steiler Felsblock inmitten des blausten Wassers, der einem dort befindlichen Franziskanerkloster gehöre. Dieses Eiland heiße bei den Schiffern die Insel der Gnaden, denn es sei der allerwundertätigste Gnadenort, wo jedes Gebrechen Gebetsheilung finde und wo auch der ärgste Gewissenswurm zur Ruhe komme. Als ein Wunder- und Wahrzeichen himmlischer Gnade leuchte das Eiland weithin in Rosenglanz über das Meer, denn während alle anderen Inseln und Vorgebirge des Golfes auf ihren nackten Flanken nichts als das dürftige Grün der Strandgräser und wenige verkrüppelte Pinien trügen, sei die Gnadeninsel jahraus, jahrein von den üppigsten Rosenbeeten bedeckt, an windstillen Tagen streife der Rosenduft über das Gewässer; er selber habe ihn im Vorüberfahren eingeatmet als einen Vorschmack des Paradieses und sei davon noch jetzt wie beseligt und neugeboren.

Bei dieser Erzählung stand es alsobald in Théraudacs Seele fest, nach der Gnadeninsel zu wallen, ob auch ihm das Heil dort widerfahre. Da er zu Nacht die Kammer des Pilgers teilte, ließ er sich von diesem die Lage jenes Golfs und die Wege, die dorthin führten, genau beschreiben. Am Morgen nahm er Abschied von den freundlichen Mönchen und wanderte die Straße über das Gebirge, die jener gekommen war. Als sein Auge vom Kamm des Berges in eine tiefe, selige Bläue tauchte, da wußte er, daß es der Golf von Luni war, der vor ihm lag. Zur Küste hinabgestiegen, fand er den Flecken Lerici und am Strand einen Fischer, der mit Ausbessern seiner Netze beschäftigt war. Diesen fragte er, ob er die Gnadeninsel kenne und wie es ein armer Waller anzustellen habe, um hinzugelangen.

Die Insel kennt ein jeder, antwortete der Alte, und was das Hinkommen betrifft, so läßt sich Rat schaffen. Wir haben jetzt drei Tage starken Seesturm gehabt und keine Möglichkeit, auf den Fischfang zu fahren. Seit heute früh legt sich allmählich das Meer, morgen haben wir Windstille, dann kommen die Fische

massenhaft wieder herauf, das ist der gelegenste Augenblick, um einen guten Zug zu tun. Heute nacht fahren wir. Wenn Ihr mitwollt, so will ich Euch in die Nähe der Insel führen.

Mit Freuden nahm Théraudac den Vorschlag an, er ging den Schiffern bei ihren Verrichtungen an die Hand, und im Sternenschein fuhren sie hinaus. Als die Sonne aufging, hatten sie einen zauberhaften Anblick. Im Frühlicht glänzten die Segel der vielen Fischerboote draußen am Horizont ebenso wie ihre eigenen im zartesten Rosenrot, das sich auch streckenweise über das stillgewordene Wasser ergoß. Und vor ihm stieg die Gnadeninsel empor, deren steile Felshänge sich gleichfalls mit einem rosigen Widerschein im Wasser spiegelten. Rosen bedeckten sie bis nahe zum Gipfel, vom zartesten Rosenrot bis zum flammenden Purpur. Auch weiße und gelbe mischten sich darunter, und ein zarter Duft quoll den Heransegelnden entgegen. Der Waller sog ihn ein wie einen Hauch von Eden. Als sie noch eines Steinwurfs Länge von der Insel entfernt waren, sagte der Schiffspatron: Landen kann ich Euch nicht, denn größere Fahrzeuge können an der Insel nicht anlegen. Ich werde den Vätern ein Zeichen geben, das sie kennen, damit sie ein Boot senden, auf dem Ihr hinüberkommen könnt.

Das verhüte Gott, antwortete Théraudac, daß die heiligen Männer sich für mich Unwürdigen bemühen. Bringt Ihr mich nur in die Nähe, so will ich selbst vollends hinübergelangen. Ich bin in meiner sündigen Jugend der beste Schwimmer im Königreich Neapel gewesen, und diese Fertigkeit verlernt sich nie.

Er streifte die Kleider ab, band sie als ein Bündel auf dem Kopfe fest und schwamm hinüber. Nachdem er in einer Bodenfalte verborgen seine Lumpen wieder angezogen und kniend zuerst ein langes Gebet gesprochen hatte, stieg er einen schön geebneten Weg zwischen Rosenhecken zu einer Ölbaumpflanzung hinan, in deren Schatten das Kloster lag. Dort kam ihm ein ernster Mann, das Brevier in der Hand, entgegen.

Was führt dich zu uns, mein Bruder? fragte er, indem er seine durchdringenden Augen fest auf Théraudac heftete.

Meine Schuld, meine große Schuld, antwortete dieser, in die Knie sinkend und die Hand des Mönches küssend.

So komm mit mir, mein Bruder, und beichte.

Théaudac folgte dem Guardian — denn dieser war es — nach der Klosterkirche, wo der Beichtstuhl stand, und erzählte sein ganzes Leben, wie er als Kind des Lagers bei Blut und Beute aufgewachsen und wie ihm Waffengeklirr und Sterbegeröchel ebenso wohlgeklungen habe wie Becherklang, Würfelrollen und Dirnengelächter. Wie er dann durch das Kriegsglück zu Reichtum und Ansehen aufgestiegen sei und wie seine Mutter ihn mit ihrer Stieftochter zu vermählen gedachte, die sich schon dem Himmel versprochen hatte, wie er beim Anblick der edlen Blanda sich zum erstenmal über sich selbst zu erheben begann, aber die bessere Regung niederkämpfte, um mit viehischer Gewalt zu erzwingen, was er in Güte nicht erlangen gekonnt. Wie er hernach die flüchtigen Geschwister um ihren guten Namen gebracht, sie aus dem Herzen des Vaters gedrängt und ihres Erbes beraubt hatte, denn auch die Frevel, die zum großen Teil der Orsa zur Last fielen, nahm er demütig auf seine eigenen Schultern. Und wie er seitdem in Reue und Buße vergeblich die Geschwister gesucht, um ihnen die geraubten irdischen Güter zurückzuerstatten und ihre Verzeihung zu erhalten.

Nach Erteilung der Absolution erhob sich der Pater Guardian und sagte:

Folge mir.

Draußen unter freiem Himmel faßte er die Hand des Ankömmlings und sagte:

Johann von Théraudac, erkennst du deinen Bruder nicht?

Von der Erregung des Augenblicks kamen seine Worte stammelnd und abgerissen heraus. Da tat der andere einen Schrei, denn das Stammeln war ihm bekannt, und jetzt sah er durch

das ernste Männergesicht die unreifen Jünglingszüge seines Bruders Silvio. Er stürzte zu Boden, barg sein Gesicht aus Scham und Leid und Freude in den Händen und brach in einen Strom von Tränen aus.

Wo ist Blanda? schluchzte er.

Ich will dir ihre Wohnstätte zeigen.

Der Guardian nahm ihn sanft bei der Hand und führte ihn über natürliche Felsenstufen, denen die Kunst nur wenig nachgeholfen hatte, und dann auf schmalem, schwindeligem Randweg, unter dem in der Tiefe die Wasser anrauschten, nach der westlichen Seite der Insel. Hier war auf überhangendem Felsen ein kleines Kapellchen errichtet, und eine Ruhebank stand davor.

An den Rand vortretend, hatte man dort einen Blick wie in den Garten des Paradieses. Jenseits einer schmalen türkisenblauen Wasserstraße erhob sich nur wenig über das Meer erhöht ein winziges flaches Eiland, das vor Zeiten mit der größeren Insel verbunden und irgendeinmal durch eine Sturmflut oder ein Meerbeben von ihr abgesprengt worden war. Es bildete einen einzigen tiefleuchtenden Rosengarten, den eine blühende Dornenhecke rings umzog und in dem keine lebende Seele zu wohnen schien. In der Mitte ragte ein halbzerstörtes Gotteshaus und daneben noch die Bogengänge eines anderen Gebäudes, alles so dicht von Kletterrosen umwachsen, daß es gar nicht wie eine Trümmerstätte, sondern wie eine kunstvoll ausgedachte steinerne Stütze dieser Rosenpracht aussah. So glich das ganze kleine runde Eiland einem hochaufgefüllten Korb voll roter Rosen.

Der Wohnsitz unserer Schwester und ihr Grab, sagte der Guardian. Wenn sie aus ihrer himmlischen Heimat zu der irdischen niederdenkt, so senken ihre Gedanken hier sich ein und blühen als immer neue Rosenfülle auf. Hier hat sie bei den frommen Klarissinnen den Schleier genommen, als dieses Kloster stand, und hieß fortan Schwester Maria. Sie unterrichtete eine Kinderschar, die

ihr zur Pflege und Obhut anvertraut war, und stiftete der Kirche wunderschöne Werke der Nadel. Einen Rosenzweig, den Pancraz ihr vom Festland brachte, pflanzte sie am Tage ihrer Einkleidung in den damals noch dürren Boden des Inselchens, er wuchs schnell und wurde ein Bäumchen, und seine Sprossen verbreiteten sich unter dem Boden und bildeten unter Schwester Marias kundigen Händen Spaliere und Beete, daß es die Brüder vom Tino mit Staunen sahen, denn niemals war es ihnen gelungen, diese starren Felsenwände mit Blumen zu schmücken: sobald der Seewind sich erhob, verdorrte unter seinem salzigen Niederschlag aller Pflanzenwuchs. Nur die anspruchslose Olive hatte an geschützten Stellen Fuß gefaßt, und zerzaustes Kieferngehölze hing an den schroffen Wänden. Seit aber Schwester Maria ihre Setzlinge herüberschickte, begannen auch unsere nackten Flanken sich in ein Rosengewand zu kleiden. Es war die einzige Zwiesprache, die wir noch pflogen, denn seit sie das Inselchen Unserer lieben Frau betrat, habe ich ihre Hand nicht mehr in der meinen gehalten. Aber jeden Morgen stieg ich hier herauf und sah sie drüben mit den Kindern, die einer fröhlichen Engelschar glichen, zwischen den Beeten wandeln und spielen. Die ganze Küste entlang hatte sich der Ruf ihrer Frömmigkeit und Kunst verbreitet, und die edelsten Häuser sandten ihre Töchter zur Pflege und Erziehung herüber. So nah vom schützenden Lande dachte niemand an eine Gefahr. Aber der wonnige Blumenflor und noch mehr Schwester Marias engelgleiche Schönheit, die auch durch das Klostergewand leuchtete, stach den Seefahrern beim Vorübersegeln in die Augen, und sie trugen den Ruf des Inselgartens, wo die schönste Frau im Schwesterngewand unter Rosen und lieblichen Mädchenkindern wandelte, bis an die Küsten Afrikas. Die heidnischen Korsaren des Beis von Tunis zogen aus, die seltene Beute für ihren Gebieter über das Meer zu holen.

Dem Guardian stockte die Rede vor der inneren Bewegung. Erst nach einer Weile fuhr er fort:

Es war eine stürmische Nacht, der Wind heulte um unsere Klippen und fing sich stöhnend in den Schluchten, das Meer brüllte auf wie ein erwachendes Raubtier, und ich lag schlaflos und dachte mit Sorge, ob der Tinetto nicht in Gefahr sei, von der Flut überspült zu werden. Da schien es mir, als hörte ich von drüben die Glocken durch den Aufruhr läuten. Ich nahm mir keine Zeit den Pförtner zu rufen, sondern stieg durch das Zellenfenster und lief, so schnell mich meine Füße trugen, hier herauf. Da sah ich Flammenschein vom Tinetto aufsteigen und hörte lautes, durchdringendes Frauengeschrei. Ich weckte das Kloster, wir ließen unsere kleinen Boote hinab und ruderten mit Gottes Hilfe durch den wilderregten Wasserarm. Aber wir kamen zu spät, denn eben stieß das Barbareskenschiff, dessen Bemannung das Kloster überfallen und angezündet hatte, vom Ufer. Wir sahen durch den Fackelschein seine Umrisse, die grell bemalten Segel mit dem Halbmond und die wilden Gestalten an Bord, wir hörten durch den Sturm das gellende Geschrei der weggeführten Frauen und Kinder und das Fluchen und Toben der heidnischen Schiffsmannschaft, die gegen den Wind kämpfte. Im Klosterhof lag die gute alte Mutter Oberin tot mit einer tiefen Schädelwunde, die ihr ein Heidensäbel geschlagen hatte, und neben ihr noch einige der älteren Schwestern. Die jungen und ihre Pflegekinder waren sämtlich geraubt, kostbare Ware für den Sklavenmarkt von Tunis.

Bei dieser Erzählung des Guardians erwachte in dem ehemaligen Kriegsmann noch einmal die alte unbändige Wildheit. Er biß sich in die Fäuste, stampfte den Boden und stöhnte:

Warum, o Gott, du grausamer, ließest du mich nicht zur Stelle sein, daß ich mein unwürdiges Leben an das reine der Unschuld gesetzt hätte? Warum gabst du das Edelste, was du geschaffen hast, zur Schmach in die Hände der Heiden?

Er warf sich ächzend auf die Steinbank, den Kopf nach unten, und war für alles Zureden des Guardians taub.

Ich habe kein Recht, deine Verzweiflung zu schelten, sagte dieser sanft, denn ich war selbst in jener Schreckensnacht ein Heide, ein blinder, ungläubiger Heide, ich murrte wider Gott wie du und tobte gegen mich selbst, daß ich den Hilferuf zu spät vernommen. Es gehörte ja zu den Pflichten der Brüder vom Tino, die Schwestern vom Tinetto zu schützen. Sinnlos, wie ich war, suchte ich ganz allein im winzigen Boot den Korsaren zu verfolgen. Die Brüder hielten mich fest und banden mich, sonst hätte ich mich ins Wasser gestürzt, um den Räubern schwimmend nachzusetzen.

Der Théraudac sprang wieder auf die Füße: O wäre ich dabei gewesen! schrie er und schüttelte seine Fäuste gegen das Meer hinaus.

Höre jetzt das Ende. Wir konnten keine Bitte um Hilfe für die Geraubten an das Festland senden, denn die See wuchs mit jedem Windstoß, und es erhob sich in jener Nacht ein Sturm, wie ich vor- und nachher keinen erlebt habe. Drei Tage und drei Nächte tobte die Flut, als wollte sie mit dem Angriff ihrer Brecher den alten Tino aus dem Meeresgrund entwurzeln; um unsere Felsen hing es immerzu wie ein Schleier von Gischt, und der Salzschaum flog in weißen Flocken bis in den Klosterhof. Er brachte noch den Brandgeruch nnd Rauch vom Tinetto herüber.

Am vierten Tage legte sich das Wetter; auf langen Wogen trieben Schiffstrümmer vorbei, man erkannte die Gallion des Korsarenschiffs, und als das Meer sich ganz geglättet hatte, trug es blau und schaukelnd den Leib der toten Schwester Maria heran. Ihre Hände waren noch gebunden, wie man sie weggeschleppt hatte. Ihr schönes Haupt, von dem der Schleier weggespült war, hatten die wilden Wasser nicht zu entstellen vermocht, es lächelte wie beim Anblick der ewigen Seligkeit. Man sah: die Gnadenmutter, deren Namen sie trug, hatte ihr den letzten, bittern Kampf in himmlische Süße verwandelt. Wir begruben sie in ihrem zer-

stampften Gärtchen und richteten die Beete wieder auf, die sich alsbald mit neuen Blüten schmückten. Von Stunde an begannen sie sich weiter auszubreiten, sie kletterten an den ausgebrannten Mauern und geborstenen Säulengängen hoch, umspannen die eingestürzten Trümmerhaufen und wanderten allmählich über das Strandgras gegen das Meer hinab und zogen rund um das Eiland eine duftende Hecke, bis der ganze Tinetto zum Rosengarten wurde, wie du ihn vor dir siehst.

Der unglückliche Théraudac vermochte sich nicht an dem Anblick der Schönheit zu weiden.

Weh mir, sagte er, ich kam hierher in der Hoffnung, meine Gewissensqualen zu bannen, und jetzt erfahre ich, daß ich noch viel schuldiger bin, als ich wußte. Ohne meine Nachstellungen hätte unsere Schwester nie vom Vaterhaus zu fliehen gebraucht, sie hätte sich nicht in Meereseinsamkeit verbergen müssen, wo das schrecklichste Schicksal sie ereilt hat.

Du Tor, sagte der Guardian, meinst du denn, unser himmlischer Vater hätte kein Mittel gehabt sie zu erhalten, wenn er ihr längeres Verweilen auf der Erde gewollt hätte? Er durfte ja nur das Heidenschiff auf der Herfahrt statt auf der Rückfahrt zerschellen. Daß er sie in die Hände der Heiden gab und sie durch den Schiffbruch befreite, geschah zu ihrem und zu unserem Heil. Sie betet droben für ihre sündigen Brüder und Schwestern auf Erden, und schon viele haben die Macht ihres Gebets erfahren. Sie wird auch dir eine Mittlerin sein, wenn du deine tiefe Reue an ihrem Grabe niederlegst. Komm jetzt und stärke deinen Leib von der Mühsal der Wanderung, und wenn du ausgeruht bist, soll dich einer der Brüder im Boot hinüberführen. Bete an ihrem Grabe für dich selbst und für die unselige Frau, die uns beiden das Leben gab. Ich will hier zugleich mit dir beten. Dann schneide zwei blütenlose Zweiglein von dem Rosenbaum, der ihr zu Häupten steht. Die sollst du dahin bringen, von wannen du ausgezogen bist. Verwahre sie sorglich und netze sie unterwegs

mit deinen Tränen, die werden sie frisch erhalten wie ein Wundertau. Pflanze die beiden auf das Grab unserer Mutter, das eine für sie, das andere für dich. Wenn sie anwachsen und treiben, soll es dir ein Zeichen sein, daß euch beiden vergeben ist.

Heiß' mich nicht ruhen und das Fleisch pflegen, mein Vater, solange die Seele schmachtet, sagte der Pilger. Sende du mich gleich hinüber, ob sich die Heilige meiner Not erbarmen will, die in mir brennt wie das Feuer der Hölle.

Da gab der Guardian ihm einen Bruder mit, der ihn mit kräftigen Ruderschlägen über die blaue Wasserstraße nach dem Inselchen führte und ihm dort die verborgene Öffnung in der wundersam duftenden Dornenhecke zeigte. Schmale Wege, von ordnender Hand gezogen, durchkreuzten das üppige Rosengeschlinge, unter dem sich ein sattgrüner Wiesenteppich sanft gegen das Meer hinabsenkte. Théraudac nahm den breiteren Mittelweg und kam unterhalb der Klosterruine, wo ein paar schöne Pinien und Zypressen den Brand überdauert hatten, an einen erhöhten, mit vielartigem Muschelwerk eingefaßten Rasenfleck. Das war die Stelle, wo die Brüder vom Tino Schwester Marias toten Leib einschaufelten, und die künstliche Umrahmung war das letzte Liebeswerk, das der treue Pancraz seiner einstigen Herrin gewidmet hatte. Ein von seiner Hand behauenes Marmorkreuz stand zu Häupten des Grabes und war so dicht mit Schlingrosen umwachsen, daß man keine Inschrift mehr lesen konnte. Dahinter stieg ein schlankes Rosenbäumchen hinauf, das oberhalb des Kreuzes eine Krone von flammendroten Rosen wie eine duftende Opferschale emporhielt. Paradiesische Wohlgerüche strömten von ihm aus, und in jedem Rosenkelch perlte trotz der hochgestiegenen Sonne ein farbenwechselnder Tautropfen. Unterhalb des Kreuzes aber, recht aus Blandas Herzen kommend, war als Sinnbild unberührter Reinheit ein hoher dreifacher Lilienstengel emporgeblüht, und der Rasen selber war mit lichten

Frühlingsblumen, Narzissen, Hyazinthen und Anemonen anmutig durchwirkt.

Der Pilger kniete zu Füßen des Grabes in das umherliegende Steingeröll, dessen scharfe Kanten sein Fleisch wie mit Dolchspitzen durchbohrten. Er spürte aber keinen Schmerz, denn im Augenblick, wo er niedersank und sein inbrünstiges Gebet sich zu der frommen Seele, an der er gefrevelt hatte, erhob, da fiel mit einem Ruck die ganze Last, die er all die Jahre getragen, von seinem Herzen. Aus seinen Knien rann das Blut, aber er drückte sie nur tiefer in die spitzigen Steine. Seinen Leib warf er in die kriechenden Dornen, und sie durchdrangen ihn mit einem reinen feurigen Liebesbrand. Nie hatte er eine ähnliche Wonne gekostet. Gram und Angst und die Reue selber brannten aus und schmolzen hinweg und ließen einen unsagbaren Frieden wie selige Himmelsbläue in seiner Brust. Er war befreit und wußte, daß die Heilige ihm vergeben und sich für ihn verwandt hatte. Da gedachte er, wie es ihm von seinem Bruder anbefohlen war, auch für die unheilvolle Frau, die ihn in ihrer tierisch-blinden Mutterliebe zum Bösen angetrieben hatte, zu beten. Er schnitt zwei kleine grüne Zweiglein vom Rosenbaum und barg sie an seiner Brust. Dann kniete er noch einmal nieder, und ehe er sein Gebet vollendet hatte, fühlte er auch, daß es erhört war. Verzückt von all den süßen Wundern blieb er auf den Knien liegen und wußte nichts mehr von den Stunden, die verrannen. In der tiefen Bläue von Himmel und Meer stand die Zeit um ihn still als eine noch tiefere und noch reinere Bläue. Der Bruder, der ihn hergeführt hatte, wartete mit seinem Boot geduldig an der Lände. Als aber die Sonne sank und der Himmel weithin in Purpur, Safran und Gold zu flammen begann, entschloß er sich, den Säumenden zu rufen. Er fand ihn zu Füßen des Grabes entseelt in die Dornen gestreckt. Die Mönche weihten ihm ein Grab auf dem Tino neben dem Kapellchen, das auf den Tinetto niederschaute, und begruben ihn mit den zwei Rosenzweiglein, die an seinem erstarrten Busen

lagen. Diese durchdrangen den steinigen Boden, wuchsen empor und trugen bald zwei wunderschöne rote Rosen. Da sahen alle, daß zwei arge Sünder gerettet waren.

Nach dem Tode des Guardians dauerte das Rosenwunder auf den beiden geschwisterlichen Inseln noch eine kurze Zeit fort. Aber die Sitten der Mönche gerieten in Verfall, und das Kloster auf dem Tino wurde aufgehoben. Da kamen die Weltkinder in Booten vom Festland herüber, plünderten die Rosenbeete des Tino, und der Fürwitz fand auch durch die blühende Dornenhecke des Tinetto seinen Weg. Nun verdorrte mit einem Male die Rosenpracht, und die Heilige tat von da an keine Wunder mehr. Seitdem haben der Tino und der Tinetto nur noch Steine getragen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Einsiedel und die Nymphe Arethusa

Auf der herrlichen Insel Euböa, nicht weit von der Stadt Chalkis, stand in hellenischer Vorzeit ein schönes Marmorheiligtum der Quellnymphe Arethusa, die dort unterhalb eines flachen, besiedelten Bergrückens mit silberhellem Mädchenlachen aus einer engen Felskluft sprang, sich nach einem Laufe von wenig Schritten kopfüber ins Meer stürzte und in kurzer Entfernung vom Ufer aus der Salzflut wieder auftauchte, ihre Haare schüttelte und einen Springquell von Süßwasser emporwarf. An diesem munteren Wasserspiel hatten die Inselbewohner so viel Freude, daß sie der schönen Fröhlichen zum Dank und schuldiger Verehrung die Marmorgrotte nebst umgebenden Anlagen geweiht hatten, wovon man heute noch die Spuren sieht. Dort pflegten zu gewissen Zeiten des Jahres die Bewohner von Chalkis, und was an fremden Gästen über den Euripos kam, ihre Opfer darzubringen. Da geschah es eines Tages, daß ein gewaltiges unterirdisches Beben den Fels am Meere durch und durch spaltete, wobei Quell und Heiligtum der Arethusa verschüttet, auch die darübergelegene Ortschaft auf dem Berg zerstört wurde. Niemand hatte zum Ausgraben und Wiederaufbauen Zeit, denn es gingen Krieg und Pestilenz durch die Welt, römische und barbarische Heere ergossen sich über Hellas, und als es endlich stille, ganz stille ward, da gab es keine griechischen Götter mehr, die großen Olympier waren samt allen den kleinen Untergottheiten vor dem Gekreuzigten entflohen, niemand wußte wohin. Und Arethusa, die kein Tageslicht mehr sah und keinen Menschenlaut vernahm, schlief immerzu in ihrer steinernen Behausung.

An der ganz verödeten Stelle hatte sich aber ein frommer Klausner niedergelassen, der ferne von den Unbilden der Welt allein zwischen Meer und Bergwand heiliger Gedanken pflog. Die Schafhirten, die auf dem sonnverbrannten Bergrücken über dem Schutte der ehemaligen menschlichen Wohnstätten weideten, teilten ihr Brot und ihre Milch mit ihm, aber er litt oft große Not um frisches Wasser, daher er beschloß, den Arethusaquell aufzugraben. Die Kunde, daß hier ein Quellheiligtum gestanden, hatte sich nämlich in der Gegend erhalten, es war sogar die Verehrung der Nymphe, die dem dürstenden Lande eine Wohltäterin gewesen, nicht völlig im Volke erloschen, denn gelegentlich fand der Einsiedel wohl einmal die Felsplatte mit einem Guß von Öl benetzt, oder die schöne Olive, die ihre Zweige über seine Klause breitete und ihm Früchte als Zukost spendete, mit bunten Bändern geschmückt, welche Überreste heidnischen Irrwahns ihn erstaunten und verdrossen. Er verschaffte sich Werkzeug und grub und grub hart neben seiner Klause im Boden, wo er unter Trümmersturz die ehemalige Grotte vermuten mußte. Eines Tages war er tiefer in die verschüttete Schlucht eingedrungen, nachdem er eine große Menge teils behauener, teils unbehauener Steine auf die Seite geschafft hatte, da sprang ihm aus dem Dunkel unversehens mit silbernem Jubel die blanke Nymphe an den Hals und überschüttete den Entsetzten mit ihrem Gesprudel.

Der fromme Mann hielt sie für eins der gewohnten Spukbilder, womit ihn der Dämon zu versuchen pflegte, und begann alsbald seine Beschwörung. Allein die Schöne verschwand nicht unter Schwefeldampf, wie er erwartet hatte, sondern blieb so wie sie war, nur mit ihrem rieselnden Haare bekleidet, vor ihm stehen und fragte: Wer bist du, sonderbarer Mann, und was willst du hier?

Was willst denn du, Töchterlein des Dämons? fragte der Alte zurück und begoß sie mit Wasser, indem er den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes anrief.

Davon litt sie augenscheinlich nicht die geringste Beschwerde, sondern sagte mit vieler Würde, wenn auch sehr lieblich lächelnd:
Ich bin Arethusa, die Herrin dieses Ortes, an dem du nur durch mich geduldet verweilen kannst. Also hast du kein Recht, mich zu fragen, was ich hier will. Ich bin dir übrigens nicht böse, daß du mich aus dem Schlafe geweckt hast, und erlaube dir, deinen Durst aus meinem Gerieſel zu stillen. Auch wenn du ein Bad in meinem klaren Becken nehmen willst, so habe ich nichts dawider, denn du scheinst mir lange nicht gewaschen, lieber Mann, und dein Bart und Haar bedarf gleichfalls der Pflege.
Du hast hier wenig zu erlauben, meine Kleine, sagte der Einsiedel mit einem Spott, der nicht ganz ohne Gutmütigkeit war. Die Zeit für dich und deinesgleichen ist vorüber. Durchwandere die Insel nach allen Seiten und begib dich hinüber aufs Festland, du wirst in ganz Hellas keinen von deiner Sippe mehr antreffen. Sie sind längst beim Anblick des Kreuzes alle köpflings in die Hölle gestürzt, die ihr den Tartaros nennt. Ja, sieh mich nur so staunend an: es gibt keinen Vater Zeus mehr, und das ganze olympische Gesindel ist mit ihm verschwunden. Was deine Rechte an diesen Ort betrifft, so reibe dir die Augen und sieh, daß hier keine Nymphengrotte mehr steht. Auch das blanke Becken, zu dem du mich einlädst, ist nur in deiner Einbildung vorhanden, von deiner einst so berühmten Quelle läuft jetzt ein dünnes Fädlein ins Meer, dem ich soeben mit Hacke und Schaufel erst den Weg geschaffen habe. Hier nebenan steht meine Klause. Ich hoffe, du wirst mich nicht in meinen Betrachtungen stören. Wenn du dich aber bekehren willst und die Hoffart lassen und den Namen der heiligen Dreifaltigkeit anbeten, auch deinen etwas mangelhaften Anzug, so gut du's vermagst, ergänzen, so will ich sehen, was ich für dich tun kann. Jetzt aber will ich zunächst einmal allein in meiner Zelle für dich beten.
Damit trat er, über das Gestein stolpernd, einen vorsichtigen Rückzug an, denn es war ihm doch beim Anblick der lebendigen heidnischen Schönheit etwas sonderbar zumute geworden.

Arethusa aber trat aus den Trümmern ihres zerstörten Heiligtums, blickte aufs Meer hinaus und härmte sich, soweit eine Quellnymphe sich härmen kann, denn diese sind von kühler und flüchtiger Art und wenig der Gefühlsschwärmerei ergeben. Sie sann über die Rede des seltsamen Mannes, der ihr rauh aber nicht böse erschienen war, nach und begriff, daß sie lange, lange geschlafen hatte und daß jetzt in der Tat die Welt verwandelt war. Denn soweit sie umherschweifte, nirgends fand sie mehr eine bekannte Erscheinung. Von all ihren Schwestern, die sonst mit den vollen Urnen am Strande liefen, die durstigen Felder zu tränken, war keine mehr zu sehen, und an Stelle der Felder lag Odland, die Flußgötter, die sonst um ihre Mündungen mit den Nereiden scherzten und den Quellnymphen auflauerten, waren zusamt den Flüssen verschwunden. Die Oreaden von der Bergeshöhe gaben auf ihre Rufe keine Antwort mehr, und selbst von den kleineren ländlichen Gottheiten, den Panisken, mit denen sie oft herablassend gespielt hatte, war nirgends eine Spur. Sie fuhr ins Meer hinab und durcheilte seine Tiefen: da gab es keine Nereiden mehr, die Tritonen, diese Faune der Salzflut, vor denen sie sich immer so sehr gefürchtet hatte, waren ausgestorben, nur die Fische kamen dummglotzend heran und schossen vorüber. Klagend irrte sie über die Insel, suchte die Haine und Standbilder der Götter und fand sie nicht mehr, selbst die prangende Stadt Chalkis lag verödet und ihre Tempel zerfielen. Über den Trümmern lebte ein spärliches, zerstreutes Hirtenvolk, das zu anderen, ihr unverständlichen Bildern flehte. Nur die grünen Wellen des Euripos schossen mächtig und rauschend hin, wie zur Zeit, wo die zürnende Artemis hier die Schiffe des Atriden am Weiterfahren gehemmt hatte.

In solcher Einsamkeit konnte es Arethusa mit ihrer geselligen Natur nicht lange aushalten, und so pochte sie denn richtig eines Tages bescheiden an die Tür des Einsiedels, nachdem sie, seiner Rüge eingedenk, sich um und um züchtig in ihre langen Haare verhüllt hatte.

Auf seine unwirsche Frage, wer ihn störe, antwortete sie bittend, sie sei gar so allein und möchte ihm gerne ein wenig Gesellschaft leisten dürfen.

Willst du dich bekehren und den Gekreuzigten anbeten? fragte er durch den Türspalt.

Ach nein, den kenne ich nicht, antwortete sie, und ich bitte dich, mir nicht von so schrecklichen Dingen zu sprechen. Ich möchte dir gerne etwas vorsingen, damit die Zeit hingeht, denn ich sagte dir ja schon, ich bin traurig.

Und alsbald erhob sie einen Gesang, der an das silberne Rieseln eines einsamen Waldbachs erinnerte. Aber der fromme Mann stopfte sich die Ohren zu und wollte nicht hören.

Wieder wohnten sie längere Zeit nebeneinander ohne sich zu sehen, denn der Klausner vermied es, vor seine Tür zu treten. Und die Arethusa gab vor lauter Traurigkeit das Singen auf, daß er auch ihre Stimme nicht mehr hörte und am Ende fürchtete, es sei ihr ein Schade zugestoßen, daher er eines Nachts vor ihre Grotte schlich, um hineinzuspähen. Drinnen sah er sie beim Mondlicht in ihrer blanken Schönheit, die Urne im Arm, neben der Quelle ausgestreckt im Schlummer liegen, daß er heftig erschrak und hinwegeilte. Darüber wurde es Herbst, und keiner ihrer alten Freunde und Verehrer kam nach Arethusa fragen, nirgends entdeckte sie ein Anzeichen der Ihrigen. Nur einmal, da es schon dem Winter zuging, kam ein uraltes zitterndes Weiblein und hing ein ganz verblichenes Band um die junge Strandkiefer, die vor ihrer Höhle sproßte, um die Nymphe zu ehren, denn so hatte es ihre Ahne und ihre Urahne einst gehalten. Von dieser letzten Andächtigen erhielt Arethusa die traurige Bestätigung, daß der ganze Olymp entvölkert war und daß seine Bewohner sich auf einer fernen, fremden Insel, die man die liparische heiße, durch den Schlund eines feurigen Vulkans ins Erdinnere zurückgezogen hätten.

Arethusa weinte so, daß ihr Wasser stieg und unter der geschlossenen Tür in die Zelle ihres Nachbars drang.

Jetzt öffnete er notgedrungen und sah Arethusa in Tränen.
Was ist denn das heute für ein Jammer? fragte er.
Du weißt es ja, die Meinigen sind alle von der Erde verschwunden, ich bin allein noch übrig und weiß nicht, wie ihnen nachfolgen, denn ich kenne die Insel nicht, die man die liparische heißt, und es wäre mir bange, durch den feurigen Schlund hinabzufahren.
Ich fürchte, du wirst noch durch einen ganz anderen Feuerschlund fahren müssen als den liparischen, wenn du noch länger der Bekehrung widerstrebst, die dir kraft der unerschöpflichen Güte des Herrn durch seinen unwürdigen Diener Athanasius zuteil werden könnte.
So will ich mich denn bekehren, seufzte die arme Arethusa, die sah, daß ihr kein anderes Mittel blieb, wenn sie wieder ein wenig Anschluß gewinnen wollte.
Da muß ich dich zunächst taufen, sagte der Einsiedel.
Er tauchte ihr nun das Haupt tief in ihre eigene Quelle, wozu sie mächtig lachen mußte und ihn beim Heraufkommen über und über mit Wasser bespritzte. Dann hieß er sie dem Teufel und seinen Werken widersagen, was ihr nicht schwer fiel, da sie selbigen ja gar nicht kannte. Zuletzt bekleidete er sie mit einem alten Mantel, der sich in seiner Klause fand und der ihr anfangs gar nicht gefallen wollte, dem sie aber schließlich nach vielem Probieren doch durch anmutigen Faltenwurf eine gewisse Kleidsamkeit zu verleihen wußte. Und nun hieß er sie auf dem Felsblock niedersitzen und aufmerksam zuhören.
Er erzählte ihr von dem Besuch des Engels, wie er mit dem Lilienstengel zu der Jungfrau kam, ihr die hohe Botschaft zu bringen. Dann von der Flucht nach Ägypten und von dem Kindlein, wie es in der Krippe lag und wie die Öchslein und Geislein es staunend umstanden, wie die Hirten und Engel sangen und die drei Könige, von dem Stern geführt, ihre Geschenke brachten.
Arethusa schmiegte den Kopf glückselig an seine Schulter und sagte:

O Vater Einsiedel, so schöne Geschichten hat mir noch niemand erzählt wie du.

Aber als er nun von der Sendung des Menschensohnes sprach, von seinen Wundern und Heilungen und von dem Haß der Schriftgelehrten, ermüdete sie sichtlich, und bis er zu der Festnahme des Erlösers und seinem Leidensweg nach Golgatha kam, da hatte sie ihr Haupt auf seinen Schoß herabsinken lassen, und er sah, daß sie so fest schlief wie einst die Jünger auf dem Ölberg.

Er weckte sie sanft und gab ihr das Kruzifix zu küssen, das in seiner Zelle hing.

Sie gehorchte und betrachtete es genauer, indem sie noch schlafbefangen fragte:

Ist das der liebe Himmelmensch, den die bösen Männer ans Kreuz gebunden haben?

Nicht gebunden, mein Töchterchen. Sie haben ihn an Händen und Füßen grausam mit langen Eisennägeln festgenagelt.

Da schrie sie laut auf: O gräßlich, gräßlich, gräßlich! und lief davon, daß ihr langes Haar flatterte und das Gewand ihr schwer um die Glieder schlug.

Aber in der nächsten Frühe klopfte sie schon wieder an seine Zelle, weil ihr nachträglich etwas eingefallen war. Denn die Nymphen sind nicht nachdenksamen Geistes, und die tiefsinnigeren Fragen kommen ihnen meistens nachderhand.

Vater, warum ließ er sich das gefallen? fragte sie durch den Spalt.

Hast du mich denn noch nicht verstanden? Um dich und mich und die Welt zu erlösen.

Ach nein, sie hatte ihn nicht verstanden, es ging einfach über ihre Fassungskraft, und er hatte sich noch lange Zeit zu mühen, ehe sie ihn verstand.

Nun höre besser zu, sagte er mit aufgehobenem Finger wie zu einem Kinde. Und er holte weit aus, sprach vom Falle des ersten

Menschen und wie alles, was da lebt, in Sünde geboren und der Erlösung bedürftig sei.
Ich bin nicht in Sünde geboren, sagte die Nymphe seelenruhig. Und plötzlich fiel ihr ihre festliche Vergangenheit wieder ein, die Opferfeierlichkeiten und die Preisgesänge, die ihr zu Ehren gedichtet und vor ihrer Marmorgrotte vorgetragen worden waren, und sie begann mit heller Stimme zu singen:

Mich gebar dem waltenden Zeus die holdselige Mutter,
Merope, silbergewandet, des Stromgotts Tochter, des hohen,
Der am elëischen Strand ins Meer sein Gewässer ergießet.
Diesem gab mich die Mutter, die sterbende, daß mich der Alte
Aufzög' wie er vermöchte, mit Hilfe dienender Nymphen,
Dort am Gestad', dem schönen, und herzlich liebte der Ahn mich.
Spielte Haschen mit mir und sprang kopfüber ins Sturzbad,
Tauchte wieder empor, das Haupt mit Binsen umkränzet,
Vor dem jauchzenden Kind. Ja, selig war meine Jugend.

Jetzt hör' aber auf mit dem langweiligen Gedudel, sagte der Klausner unmutig, der nicht musisch vorgebildet war.
Es ist kein Gedudel, gab die Nymphe gekränkt zur Antwort, es ist die Sprache, in der der göttliche Homeros seine Helden sang.
So singe in Gottes Namen weiter.
Die Nymphe konnte nicht lange schmollen, sie hob gleich ihre lieblich eintönige Weise aufs neue an:

Arethusa nannte in wehmutvollem Gedenken
Mich der Ahn, der Nymphe, der Wasserzerfloss'nen zu Ehren,
Die durch sprödes Versagen dereinst ihn mächtig entzündet,
Daß er der Fliehenden folgte, der Götterentrückten, und ganz das
Jonische Meer durchschwamm in unterseeischem Rasen,
Bis auf Ortygia[1] beide das Land erstiegen, und endlich
Sie den Wunsch ihm gewährt', sein Wasser dem ihren zu mischen.
Diese gab mir den Namen, doch ich bin jüngeren Alters.

[1] Insel bei Syrakus.

Bist du jetzt fertig? fragte der Klausner, als sie einen Augenblick Atem schöpfte.
Aber sie nahm ihren Gesang wieder auf:

Jüngeren Alters bin ich, mit jener nicht zu vergleichen.
Dennoch hab' ich manches gesehn, das heutigen Menschen
Traum und Fabel erscheint: der Völkerhirt Agamemnon
Nahte opfernd mir einst und flehend, als er die tausend
Schiffe gen Troja führt' und am Euripos bittern Verzug fand.
Selber kam ich heraus und tränkte die durstigen Scharen. —

Du mußt nämlich wissen, fügte sie hinzu, daß ich in meiner Jugend sehr gefeiert war; auch der große Dichter Euripides hat mich besungen.
Den kenne ich nicht, sagte der Vater Athanasius. Und nun laß es endlich gut sein mit den alten Geschichten. Setze dich wieder zu mir, daß ich dich weiter unterrichte.
Und er fuhr in seiner Lehre fort, wo er stehengeblieben war, indes sie gläubig zu seinem großen erhobenen Zeigefinger emporsah.
Dabei wurden sie immer bessere Freunde und konnten einander nicht mehr entbehren. Alle Tage saß er bei ihr mit dem aufgehobenen Finger, und das zarte Gebilde staunte zu der gewaltig großen Hand und dem langen weißen Bart empor. Aber sie wollte nur stets aufs neue von dem Kindlein in der Krippe und von den singenden Engeln hören, das Leiden des Gottessohnes vermochte sie nicht zu fassen. Allein er sagte es ihr wieder und wieder vor, sie mußte lernen zuzuhören, so schwer es ihr fiel, und das Gehörte wieder aufsagen, und er ruhte nicht, bis sie es am Ende doch begriffen hatte.
Da begann Arethusa so sehr zu weinen, daß sie drohte in Wasser zu zerfließen wie ihre noch berühmtere Namensschwester und ihre Quelle austrat und die Gegend überschwemmte. Und Arethusa weinte Tag und Nacht.

Auf ein so großes Leid war der Einsiedel nicht gefaßt, er suchte sie zu trösten und sagte, indem er ihre nasse Wange streichelte:

Fasse dich doch nur, mein Töchterchen, es ist ja schon so lange her, wohl vierhundert Jahre und drüber. Er sitzt jetzt längst wieder an der Seite des Vaters im ewigen Glanze.

Da trocknete Arethusa ihre Tränen und freute sich wieder.

So trieben sie's viele Jahre und waren auf ihre Art zufrieden und glücklich. Die Nymphe wurde gesetzter, sie lachte ihm nicht mehr zur Antwort gerade ins Gesicht, wenn sie ihn nicht verstanden hatte, und spritzte ihm auch nicht mehr die Kutte mit Wasser voll. Er pflegte seine Person besser, badete auf ihren Rat im Meere und wusch sich im klaren Süßwasser, erlaubte ihr auch das allzu üppige Wachstum seines Barts und Haares zu beschneiden. Sie lernte es, beim Eintritt in seine Klause zierlich mit dem Finger in sein Weihwasser zu tippen und damit Stirn und Brust zu bekreuzen, wenn sie auch nicht tiefer in die Heiltümer der christlichen Kirche eindrang. Er dagegen ließ sich ihren Gesang vor seiner Klause gefallen und fand sogar mit der Zeit Geschmack daran; nur wenn der Inhalt allzu leichtfertig wurde, klopfte er ihr mit dem Finger sänftlich auf den Mund.

Wie nun die Zeit kam, daß Vater Athanasius nach dem Laufe des Irdischen scheiden sollte, begann er sich um das fernere Schicksal seines schönen Schützlings zu sorgen. Er wußte, daß sie sehr unglücklich sein würde, wenn sie allein zurückblieb, und noch mehr bekümmerte ihn, was nach ihrem eigenen Hinscheiden aus ihr werden sollte. Denn auch die Nymphen sind sterblich, nur daß sie nicht altern und daß ihnen eine viel längere Lebensdauer geordnet ist als den Kindern der Menschen, und beim Tode lösen sie sich leidlos in die Elemente auf. Jetzt aber hatte sie durch die heilige Taufe und durch die Bekehrung, die er ihr angedeihen ließ, eine unsterbliche Seele gewonnen, und war doch nicht einer

der wahren, dem Himmel anverlobten Christenseelen gleich zu achten. Sie gehörte weder hierhin noch dorthin, konnte weder ins Himmelreich eingehen noch in ihr Element zerfließen. Ihre hohen Verwandten aber saßen auf dem Grunde der liparischen Insel, und es war kein Weg, der dahin führte. Und schon begann durch die zunehmende Entholzung des Gebirgs die Arethusaquelle schwächer zu rinnen. Die Stunde, wo sie ganz versiegte, mußte Arethusas Todesstunde sein. Er sah nun ein, was er getan hatte, und betete Tag und Nacht für das Heil seines geliebten Töchterleins.

Als seine Stunde herankam, saß diese bei ihm und flehte ihn an, sie geradesweges mitzunehmen in seinen Himmelsgarten, wo der gute Himmelmensch sei zusamt all den schönen Frauen und musizierenden Engelknäblein, mit denen sie spielen und singen wolle. Er seufzte, segnete sie und verschied.

Nachdem Arethusa ihn mit ihren Händen in die Grube gelegt hatte, die er sich selbst schon vor Jahren gegraben, setzte sie sich vor seine Tür und ließ ihre Tränen fließen, bis ihr Gewässer beim Niederströmen in die Salzflut wie ehedem als Springquell im Meere wieder in die Höhe stieg. In der Nacht aber trat ihr verklärter Freund zu ihr in die Grotte. Arethusa richtete sich so jäh auf dem Ellbogen empor, daß ihre ganze Urne umgestülpt wurde und vollends auslief.

Will mich der liebe Himmelmensch bei sich haben?

Der süße Gottessohn ist dir gewogen, liebe Tochter, er hat nicht vergessen, wie du so bitterlich um ihn geweint hast, war die Antwort. Aber die vielen heiligen Frauen und die hohen Martyrfürstinnen fanden, daß dein Eintritt ins Paradies doch zu wohlfeil erkauft wäre. Und da du nun auch nicht weiter auf der Erde verweilen kannst, hat er mir gewährt, daß ich dich unter sicherem Geleit nach einer schönen Wiese führen darf, wo du viele Weise und Dichter von Hellas in ernsten und frohen Gesprächen beisammen finden wirst.

Ach, lieber Vater, klagte sie, was soll ich bei all den gelehrten Männern auf der Denkerwiese? Ich möchte sein wo du bist — an dem musikalischen Ort.

Tröste dich, liebes Kind. Es sind auch edle Frauen auf jener Wiese mit Gesang und Saitenspiel, voran die Dichterin Sappho, die man die Göttliche nennt, auch die athenische Aspasia und eine gewisse Arkadierin Diotima, die man nicht näher kennt, die aber für eine Frau von zuverlässigen Grundsätzen gilt. Diese alle werden dich freundlich empfangen, und du wirst dich dort als bei den Deinen glücklich fühlen.

So müssen wir uns für immer trennen, lieber Vater? fragte sie trostlos.

Nicht für immer, sagte er geheimnisvoll. Der süße Gottessohn hat mir ein Wort der Hoffnung zugeflüstert, ich darf es nicht wiederholen, aber ich weiß jetzt, daß auch für jene edlen Seelen, die kein Vorwurf trifft, als daß ihre Geburt vor die Erscheinung des Heiles fiel, der Tag kommen wird, der sie mit dem Höchsten vereinigt.

So brachte er sie unter dem Schutze Raphaels, des rüstigen Wanderers, nach der großen Dichter- und Denkerwiese, die weder dem Himmel noch der Hölle angehört und auch nicht dem Erdenland, sondern dem gleicht, was die Alten unter dem Elysion verstanden. Dort wurde die muntere Nymphe von den ernsten Frauen und Männern gütig aufgenommen, sie erheiterte ihre tiefsinnigen Gespräche durch Gesang und Tanz und Kopfsprung ins elysische Gewässer und mußte ihnen erzählen, wie es jetzt in Hellas aussah.

Daselbst fand sie auch den hohen Empedokles aus Agrigent, der ihr bestätigte, daß das Fahren durch vulkanische Schlünde eine heiße und mißliche Sache sei, die er selbst erprobt, aber niemand mit gutem Gewissen empfehlen könne.

Oft mußte sie der erlauchten Versammlung ihr heiteres Jugendlied von den Spielen am Ufer des Alpheios vorsingen. Zuweilen

aber stimmte sie ganz plötzlich das Kyrie eleison an, wie sie es von dem Vater Athanasius vernommen. Dann sangen alle voll Andacht mit, denn die Nymphe hatte ihnen auf ihre Art von dem guten Himmelmenschen erzählt, und die Weisen wußten sich ihre kindischen Worte auszulegen, mancher alten Weissagung gedenkend, und sie hofften alle still dem Tag entgegen, der auch ihnen aus der Ferne gezeigt war.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN